Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 5 (1919)

Anhang: Die Lehrerin : Beilage zur "Schweizer-Schule"
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Lehrerin.

Beilage zur „Schweizer-Schule“

1919

V. Jahrgang

Einsiedeln
Eberle & Rickenbach
1919

Inhaltsverzeichnis

1. Aufsätze pädagogischen Inhaltes.

Seite

Ein Stückchen Pädagogik. Von P. Maurus Carnot 1
Briefwechsel zweier Lehrerinnen 8, 23
Vom Leiden. Von P. 9
Das Beste. Von J. V. 19, 21
Schule und Lektüre. Von J. V. 31, 33
Brief an eine junge Lehrerin. Von J. V. 37
Spiel, Scherz, Arbeit und Ueberwindung im Kindesalter 43

2. Aufsätze methodischen Inhaltes.

Beschützung des Verfolgten 3, 5
Das Zeichnen in der Primarschule 24
Auch etwas vom „Malenden Zeichnen". Von —i— 26
Der Kosak. Von J. V. 34, 41
Märchen in der Volksschule 36

3. Zeitgemäße Aufsätze.

Zu den Zeitereignissen. Von G. B. 3
Grundsätzliches zur Frage des politischen Frauenstimmrechtes. Von Dr. P. Otmar Scheiwiller O. S. B. 9, 13, 17
Wer wagt den Eintritt in den Verein abstinenter Lehrerinnen? Von Th. Sch. . . . 27
Zum Artikel: Grundsätzliches zur Frage des politischen Frauenstimmrechtes. Von L. . 28
Die Frauenrechte im diesjährigen Bettagsmandat der schweizer. Bischöfe 40
Gilt's auch bei uns? 44
Eine starke Frau. Von Dr. P. Otmar Scheiwiller 48

4. Skizzen.

Am stillen Herd zur Winterszeit. Von Wachtel am Lindenberg 6
Eine fröhliche Stunde. Von M. 15
Mein Schulzimmer 20
Luise Hensel und „ihr Roman". Von Anna Sartory 25
Um eine Handvoll Gerste. Von Wachtel am Lindenberg 29
Weihnachten. Von Cäcilia 45
Der süße Rest. Von Anna Sartory 45
Das Weihnachtspaket. Von M. 47

5. Gedichte.

Zum neuen Jahr. Von Marie Keiser 3
Rettet eure Kinder! Von Franz Eichert 14

6. Vereinsnachrichten 31, 36, 39

7. Totentafel.

† Frl. Anna Kalbermatten 4
† Frl. Karolina Birrer 4
† Frl. Ida Hongler 8

5. Jahrgang. Nr. 1. 16. Jan. 1919.

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule"

Einsendungen an: Gertrud Biroll, Altstätten; Marie Schöbi, Mörschwil; Marie Höfliger, Wollerau.

Inhalt: Ein Stücklein Pädagogik. — Zum neuen Jahr. — Zu den Zeitereignissen. — Beschützung des Verfolgten. — Totentafel.

Ein Stücklein Pädagogik.

Liebe Lehrerin!

Als ich, noch ein etwas müder Kriegsgefangener der „Spanischen", in unserer „Schweizer-Schule" den herrlichen Aufsatz über unsre Heiligen las, da gerade der Ast an meinem Zellenfenster die welken, gelben Blätter aufs Gesimse warf, die mich ans Weltelend und besonders an Oesterreichs furchtbare Heimsuchungen erinnerten: da mußte ich, ich weiß selbst nicht, warum, an unsre Lehrerinnen und Lehrer denken. Was werden die tun, um selbst stark und frohgemut zu bleiben? Was, um unsre liebe Jugend aus den bösen und traurigen Tagen, da offenbar die Kraft von unten wirkt und zu siegen scheint, in bessere und frohere Tage hinüberzuführen? Es müßte einer blind sein, wollte er die schweren Aufgaben nicht sehen, denen menschliche Kraft fast ohnmächtig entgegentritt, die furchtbaren Gefahren nicht wahrnehmen, vor denen man zittern muß. Da las ich denn wieder Paulina Herber's goldene Briefe an eine junge Lehrerin (Der Beruf der Lehrerin, Schöningh, Paderborn). Als ich das Büchlein, das prächtige, zu Ende gelesen und dabei nur jene Stellen übersprungen hatte, in denen immer und immer ein bekannter moderner Pädagoge angeführt wird, der wie Pilatus ins Kredo hineinpaßt, da mußte ich nochmals jene Stelle aufsuchen, die mich am meisten ergriffen hat. Paulina Herber schließt ihren zweiten Brief mit diesen Worten:

„Ich schließe diesen Brief, mit einem Spruch, den ein in Gott ruhender Dichter, Kinder- und Lehrerinnenfreund vor langen Jahren einer Schülerin ins Album schrieb (wohl der nun greisen, so verdienstreichen Paulina Herber selbst?):

Du mußt allezeit am goldenen Fingerlein den Ring der Treue gegen Deinen Heiland tragen, daran drei köstliche Edelsteine glänzen: der Diamant der Herzensreinheit, der Smaragd der Himmelssehnsucht und der Rubin des Geopfertseins, so schon, daß alle Kinder, die Gott Deiner Sorge je anvertraut, nach gleichem Schmuck verlangen und darüber die ganze Welt vergessen." —

Also Herzensreinheit, Himmelsheimweh, Opfersinn, diese drei!

Mußt du übers Meer fahren, mußt du in die Schächte der Kirchenlehrer hinuntersteigen, um diese drei Edelsteine zu finden, die dich und die Kinder die ganze böse Welt vergessen zu lassen? Meinst du nicht auch, das beste Mittel dazu sei nnd müsse sein etwas ganz Einfaches, etwas uns ganz Natürliches, etwas Herzliches? Wie für die Kunst überhaupt, so gilt gewiß für die Kunst der Künste, die Seelenführung, das Wort: Simplex est sigillum veritatis, einfach ist das Sigill der Wahrheit.

Das kann für uns nichts anderes sein, als größere Vertrautheit, ja, größere Vertraulichkeit mit dem göttlichen Kinderfreund, der bei uns bleiben will alle Tage, auch alle bösen Tage, der Gleiche gestern, heute und in Ewigkeit!

Laß mich dir zwei Stellen anführen aus der Lebensbeschreibung zweier Töchter unsres katholischen Volkes, die nicht eigentliche Lehrerinnen der Schule, aber doch des Lebens waren und das in unserer Zeit — du kennst sie beide.

Gemma Galgani sagte einmal in einer Vision zum göttlichen Heiland: „Wenn

Du mich noch einmal fragst, ob ich Dich liebe, so sage ich einfach: nein!" Diese Zeile ist eine Himmelsnovelle. Man muß das Menschenherz und das Heilandsherz herzlich schlecht kennen, wenn man sich an diesem Wort ärgert, statt sich zu erbauen, statt sich zu sagen: Ach, und ich bleibe dem Heiland so kalt, so fern!

Theresia vom Kinde Jesu sagte einmal einer Novizin, die über ihre Fehler allen Mut wollte sinken lassen wie weiland der Prophet Elias unter dem Wacholderbusch: „Hab nur Mut, schau, der Heiland hat auch seine — Fehler. So rechne er oft ganz falsch, zähle Tausend, wo wir nur Eins zählen, wenn wir ihn lieben, erklärte die frohe und doch durch Leiden geprüfte Meisterin ihren auf den ersten Blick ganz sonderbaren Ausspruch.

Zwei Kleinigkeiten, gelt? Aber wie die kleinen Johanniskäfer, die mit ihrem Laternchen eine ganze Landschaft der Juninacht erleuchten. Vertrautheit, Vertraulichkeit mit dem Heiland! Wo denn soll der Heiland, menschlich geredet, ausruhen und sich freuen können, wenn nicht dort, wo in der Schule sein Bild von der Wand grüßt und wo eben am Goldfinger der Lehrerin der Ring mit den drei Edelsteinen strahlt, damit die Kinder — die ganze Welt vergessen? —

Es ist jetzt über ein Jahr, daß mir eine liebe geistliche Tochter gestorben ist. Auf einem Bergpaß, wo sich Wasser und Winde scheiden, hatte sie vergeblich Heilung ihres Lungenleidens gesucht, sie fühlte ihren Lebenstag sich neigen und wollte, ich solle sie besuchen und auf die weite Jenseitsreise vorbereiten. Am Abend hatte ich das junge Herz vorbereitet, daß es den Heiland empfangen durfte, gewiß recht in Reinheit, Himmelsheimweh und Opfersinn. Als ich dann am Morgen zum Kirchlein hinschritt — o wie ist's so klein, ein graues Pünktlein zwischen Himmel und Erde! — da kam mir, wie noch nie so schwer und erdrückend der Gedanke:

„Wohin gehst du? Die hl. Messe feiern, den Heiland auf den Altar zu rufen, ihn, der gesagt hat: Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Er kommt zu dir, und Ihn bringst du dann auch der lieben, müden Tonia als letzte Kommunion. Zwei stille, arme Menschenkinder sollen dieses himmelhohe Glück haben und ein Hirtenbub soll als Ministrant dessen Zeuge sein! Wie ist das nur möglich!"

Da kam mir auf stillem Bergjoch im Angesicht des Kirchleins ein Gedanke, der mir weder beim Studium, noch unter dem Weisheitsregen edelster Hochschullehrer je so nahe gekommen war: „Was jetzt geschehen soll, nun, ist's nicht etwas ganz Einfaches, ganz Naturgemäßes, ganz Herzliches: auf der Höhe wohnt ein Freund, ich wohne in der Tiefe; ich steige hinauf aus Elend, Dunst und Plage, Er steigt herab aus Herrlichkeit, Klarheit und Seligkeit. Und wir, die beiden Freunde (Joh. 15, 15: „Nicht mehr nenne ich euch meine Knechte . . euch habe ich Freunde genannt") haben nun ausgemacht, uns zu treffen bei einem Steine, wo an einer Quelle Blumen sprießen! Und der Stein heißt: Altar. . .

Das war seit meiner Primiz die beste Vorbereitung zur hl. Messe, weil Vertrautheit, Vertraulichkeit dabei war.

Und der beste Freund kam noch ein Bröcklein Wegs mit, um die todmüde Tonia zu erfreuen, so daß wir die Talfahrt, die Todesfahrt in Glückseligkeit wagten und ausführten. Und ob ich seither in der Klosterkirche, in einem Dorf oder in einer Stadt die hl. Messe feiere, jedesmal steht das Kirchlein auf dem Bergpaß vor meiner Seele und das Zusammentreffen mit dem einzigen Freunde (weil er so sehr der beste Freund ist) bei jenem Stein mit den Blumen um den Quell vor meiner Seele.

Das übst du wohl schon längst und wohl auf schönere Weise. . Und nachher geht's viel leichter hinab zum Arbeiten und Leiden, und der Mut und die Herzensfreude halten aus bis zum nächsten Hinaufstieg. Ich meine, das sei auch ein Stück Pädagogik.

Mit frohem Segensgruß aus trüber Zeit

Disentis, 4. Nov. 1918.

P. Maurus Carnot.

Invaliditäts- und Alterskasse des Vereins katholischer Lehrerinnen: Postcheckkonto VI 950 Aarau.

Zum neuen Jahr!

In die hochgeweihte Krippe
Leg' ich all' mein Wünschen hin,
All' mein Sinnen und mein Denken,
Alles, was ich hab' und bin.

Wer da fromm die Jugend lehret,
Sie ertraget in Geduld,
Und die lieben Kindlein selber
All empfehl ich Deiner Huld.

Öffne Deine holden Lippen,
Heb' das Händchen zart und lind,
Alle segne, alle, alle
Liebes, süßes Jesuskind!

Marie Keiser.

Zu den Zeitereignissen.

Erschüttert stehen wir vor den Ereignissen der letzten Wochen, möchten zweifeln an ihrer Wirklichkeit und doch ist es so. In der Weltgeschichte lassen sich nur wenige Parallelen gleichzeitiger, Völker und Staaten in ihren Grundfesten erschütternder Tatsachen nachweisen, wie jene, die sich gleichsam vor unsern Augen abgewickelt haben. (Babylonische und römische Geschichte, Zeitalter Napoleons und der französischen Revolution.) Soweit diese Empörung und Auflehnung gegen Gesetz und verpflichtende Ordnung bedeuten, lassen sie tief blicken in den Geist vieler Führer und unzähliger Geführter, zurückgehend bis auf Rousseau und die französische Revolution. Heute ernten wir die Früchte einer religionslosen und teils gottfeindlichen Schule. Es ist nie zu verantworten, was für ein gewaltiges Unrecht gegen die Völker selbst, deren dauerndes Wohlergehen unter allen Klassen nur auf der Grundlage des wahren Gottesglaubens bestehen kann, jene begehen, welche die Entchristlichung und Gottentfremdung der Schulen wollen und einrichten. Es sind das eben die Prinzipien und Begehren der von der Hölle geleiteten Freimaurerei. Die gesetzlosen, frevlerischen Männer des Umsturzes, die Revolutionäre, versprechen stets dem Volke Hebung des Wohlstandes und allgemeinen Glückes, indes gerade der Umsturz die soliden, ruhigen Arbeiter und Gewerbsleute in ihrem Verdienste stört, die Geschäfte in ihrem Wirken hemmt und Unglück aller Art für die Familien im Gefolge hat. Und die Geschichte lehrt, daß die der gottentfremdeten Schule entwachsenen Anstifter und Leiter der Revolution regelmäßig von ihren „Kollegen", sobald diese durch allerlei Intriguen obenauf gelangt sind, selbst wieder gestürzt und dem Schafott überliefert wurden. —

Es geht, wenn auch unbewußt vielen, ein Notschrei nach Neu-Christianisierung der Schule durch die Lande. Die höchsten staatsbürgerlichen Probleme finden nur im Christentum ihre Lösung. Was allein gute, gerechtdenkende Bürger schafft, ist die christliche Erziehung und nicht zum mindesten die Erziehung christlicher Mädchen, christlicher Frauen und Mütter. Hören wir den in den Tatsachen gelegenen eindringlichsten Notschrei unserer Tage, daß wir mit werktätigem Willen unsere ganze Erziehungs- und Unterrichtsarbeit, immer und in jeder Frage, soweit der Stoff es gestattet, mit tiefreligiösem Geiste, mit dem Geiste der göttlichen Offenbarungswahrheiten und der Gebote Gottes durchdringen. —

Das setzt aber in erster Linie Selbstverinnerlichung voraus — Vertiefung — in mutigem, charaktervollem Kampfe gegen die Veräußerlichung und Verflachung der Zeit.

G. B.

Beschützung des Verfolgten.

Nach dem st. gall. Lesebuch der 7. Klasse.

Vorbemerkung: Das Lesestück wird behandelt, nachdem in der Geschichte die Revolution oder Staatsumwälzung behandelt worden ist.

Vorbereitung: Könnt ihr euch noch erinnern, was sich im Jahre 1792 in Frankreich zugetragen hat? Da war eine Revolution ausgebrochen. Das Volk stürmte gegen den königlichen Palast mit dem Ruf: „Nieder mit dem König! Tod dem König! Fort mit ihm!" Im Hof entstand ein heftiger Kampf zwischen den Revolutionären und den Schweizergardisten, welche den einzigen Schutz des Königs bildeten. Das Los der

meisten war der Tod; wenige konnten entfliehen. Einer von ihnen, ein Hauptmann von Bern, suchte sich im Gesträuche des Gartens bis zur hereinbrechenden Nacht zu verbergen. Welche Frage steigt in euch auf? — Was wollte er dann tun? Wurde er nicht entdeckt? Die letzte Frage muß bejaht werden.

Zielangabe: Diese geben die Kinder selbst, indem sie fragen: Von wem entdeckt? Wie ist es ihm ergangen?

Darbietung: Als die Nacht angebrochen war, nahm der Arme seine ganze Kraft zusammen und wollte durch eine Nebengasse schleichen und ein Haus, wo er befreundet war, aufsuchen. Plötzlich hörte er Waffengeklirr in der Nähe; kaum hatte er Zeit, sich in einen Winkel zu drücken. Voll Freude sah er, daß die Schar lärmend an ihm vorüber ziehe. Doch welch ein Schrecken ergriff ihn, als er bemerkte, daß einer der letzten stehen blieb. Was fühlt ihr jetzt in euerem Innern? Angst — Mitleid! Warum Angst? — Mitleid? Hätte man dem Armen die Angst wohl auch ansehen können? Er war gewiß bleich; er zitterte. Was dachte er? Wehe, wenn ich in die Hände des Feindes komme! Warum hatte er noch besonders zu fürchten? Als Hauptmann der Garde mußte der Haß der Feinde ihm mehr zu kümmern geben. —

Die Schar hatte sich eine schöne Strecke entfernt; der Zurückgebliebene stellte sich mit vorgehaltenem Bajonett vor den Schlupfwinkel mit der Frage: „Wer da?" Was mußte der Angeredete jetzt tun. Im andern Fall? (Grenzdienst.) Was meint ihr, was hat dieser Flüchtling getan? — Offen und ehrlich legte er folgendes Geständnis ab: „Ich bin ein Schweizer — war Hauptmann bei der königlichen Leibwache. Verwundet und erschöpft suchte ich eine Zufluchtsstätte." — Er fügte bei: „Mein Leben ist nun in deiner Hand, du kannst es mir nehmen oder erhalten!" Ueber was staunt ihr da? Aufrichtigkeit, er suchte nicht durch Lüge — Ausreden sich aus der Verlegenheit zu helfen — sein Leben zu retten. Lieber den Tod als das Leben durch Lüge!

(Schluß folgt.)

Totentafel.

† Fräulein Anna Kalbermatten.

Den 11. November dieses Jahres war es, als die dumpfen Töne der Totenglocke des neuen Gotteshauses von Steg-Hothenn den Hinscheid unserer lieben Kollegin Anna Kalbermatten verkündete. Diese Trauerkunde überraschte die Lehrerinnen ihres Bekanntenkreises gar sehr. Wer sie gekannt hatte, die junge markige Gestalt, mußte sich unwillkürlich fragen: Wie ist es möglich, daß diese junge kräftige Lehrerin schon in der Blüte der Jahre den Arbeiten ihres Berufes erlegen ist? Die Ursache liegt wohl darin, daß die liebe selige Kollegin, das älteste vieler Geschwister, es als heiligste Pflicht erachtete, ihre Familie nach Möglichkeit zu unterstützen. In der Ferienzeit übernahm sie gar manche schwere Stelle, und da war es, wo sie sich den Todeskeim geholt. Nach Schluß des letzten Schuljahres in Varen kehrte Anna kränkelnd ins Elternhaus zurück. Umsonst waren ärztliche Hilfe und liebevollste Pflege . . . dies junge Leben war geknickt. Doch gottergeben gab sie ihre Seele in die Hände des Schöpfers zurück und bittet nun sicher für uns alle am Throne des Allerhöchsten, wo wir sie einst wiederzusehen hoffen. R. I. P. M. H.

† Fräulein Karoline Birrer, Luzern.

Den 15. Dezember holte die Grippe auch aus den Reihen der Luzerner Lehrerinnen ein Opfer: Frl. Karoline Birrer, ein getreues Vereinsmitglied. Erst 40 Jahre alt, wurde die liebe Kollegin herausgerissen aus den Arbeiten im Jugendland.

Frl. Birrer begann ihre erzieherische Tätigkeit in Kriens, zog dann nach Luzern und wirkte segensreich an der städtischen Primarschule. Ihrer idealen Aufgabe voll und ganz bewußt, widmete sie ihre Kraft ungeteilt der ihr anvertrauten Jugend. Und sie konnte den Kindern viel sein und viel geben; denn sie vereinigte in sich hohe Begabung und ausgesprochenes Lehrgeschick. Was ihr ganzes Wesen wie Sonnengold umwob, das waren Bescheidenheit und milde Güte. Darum öffnete sich ihr so leicht der Weg zu den Kinderherzen.

Die liebe Hingeschiedene wird fortleben im dankbaren Andenken ihrer Zöglinge. Vom Himmel her wird sie sehen wie die Samenkörnchen, gestreut von ihrer Hand, sich entwickeln zur schönen, edlen Tat.

R. I. P.

5. Jahrgang. Nr. 2. 13. Febr. 1919.

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule"

Einsendungen an: Gertrud Biroll, Altstätten; Marie Schöbi, Mörschwil; Marie Höfliger, Wollerau.

Inhalt: Beschützung des Verfolgten. — Am stillen Herd zur Winterszeit. — Briefwechsel zweier Lehrerinnen. — † Frl. Ida Hongler, Schmerikon.

Beschützung des Verfolgten.

Nach dem st. gall. Lesebuch der 7. Klasse.

(Schluß.)

Euere erste Frage ist beantwortet. Zu welcher kommen wir jetzt? Zur zweiten! Wie heißt sie? Wie ist es ihm ergangen? Sagt mir euere Meinung! — Tod — denn der Haß der Feinde war groß — Begnadigung! Warum? Das offene Geständnis rührte selbst den Feind — Leben geschenkt. So ist es geschehen. Noch mehr! Der Franzos führte ihn in edler Feindesliebe heimlich auf Um- aber sichern Wegen in das Haus seines Herrn in ein entlegenes Kämmerlein, verband seine Wunden, stillte seinen Hunger und Durst. Der Herr des Hauses duldete aber aus Furcht vor dem wütenden Volke den Flüchtling nicht in seinem Hause. Was nun? Noch in derselben Nacht führte der Retter seinen Schützling in eine Hütte am Seinefluß zu seiner Mutter, die einen Kohlenhandel betrieb. Damit hörte die Sorge noch nicht auf. Obwohl unter Todesstrafe verboten, einen Flüchtling aufzunehmen, hielten sie ihn sorgfältig versteckt, so sorgfältig, daß selbst die Polizeisoldaten, welche zum Untersuch in die Hütte eingedrungen waren, ihn nicht finden konnten. Die letzte Sorge um ihren Schützling bestand darin, daß sie ihm einen Reisepaß verschafften und er so glücklich in seine Vaterstadt Bern zu seinen Lieben zurückkehren konnte. Die Freude über die Ankunft des Totgeglaubten war nicht zu beschreiben. Möchte die eine oder andere noch etwas wissen? — Was denn? Wie der Gerettete seine Dankbarkeit bezeigt habe! Schon am zweiten Tag schrieb der Hauptmann der Witwe einen Brief. Was mag wohl darin gestanden sein? — — Und noch etwas, das habt ihr noch gar nicht herausgefunden. Er schrieb: „Kommt, liebe, gute Frau mit eurem Sohne zu mir; ich will euch ein kleines Landgut ankaufen, wo ihr dann noch angenehme Tage miteinander verleben könnt." Diese Einladung nahmen die Beiden gerne an, nahmen vom Gütchen Besitz, besorgten es mit Fleiß und Geschick und verlebten recht frohe und glückliche Tage.

Wiedergabe — Lesen — (Vorlesen).

Behandlung: 1. Wo sehen wir diesen Verfolgten zuerst? — Am königlichen Hofe! Als was? Beschützer des Königs! Wie versah er seinen Dienst! Treu — gewissenhaft — lieber will er sterben, als das gegebene Versprechen nicht halten. Lieber den Tod als Treuebruch! Auch wir, auch ihr Kinder, steht im Dienste eines Königs. Wer ist dieser König? — — Gott, unser Vater — größter Wohltäter — bester Freund. — Ihm schulden wir die gewissenhafteste Treue in seinem Dienste. Auch unser Losungswort sollte sein: Lieber sterben, als brechen den Taufbund, den bei der ersten heiligen Kommunion, heiligen Firmung abgelegten Treueeid! War es so in der Vergangenheit? — Habe ich dem lieben Heiland die versprochene Treue nicht oft gekündet? In was besonders? Wie soll es in Zukunft sein? Könnt ihr mir Personen nennen, die uns zum Vorbild dienen? (Biblische Geschichte usw.) —

2. Wo treffen wir den Verfolgten ferner? — — Im Versteck, wo er vom Feinde aufgefunden wurde! Was haben wir da an ihm bewundert? — Aufrichtigkeit — Wahrheitsliebe! Was war die Folge dieser Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe? Die Rettung! Hat ein aufrichtiges Geständnis oft solch' gute Folgen? Und das Gegenteil?

(Beispiele aus dem Leben und der Bibl. Geschichte.) Ihr seht also, in Aufrichtigkeit ruht Segen! Merkt euch das für die Stunde der Versuchung, wenn ihr wählen sollt zwischen Wahrheit oder Lüge.

3. Noch an einem dritten Orte sehen wir den edlen Schweizer. Wo? In der Heimat! Bei wem weilt er da? — Bei seinen Lieben, überhäuft von den Beweisen ihres Wohlwollens und ihrer Teilnahme, in gesegnetem Wohlstande. Wie sehr wird er nach all den Leiden und Gefahren dieses Glück schätzen! An wen erinnert er sich? An jene, denen er seine Rettung und Heimkehr zu danken hat! Wozu fühlt er sich angetrieben? Zur Dankbarkeit! Wie beweist er diese seinen Wohltätern gegenüber? Dieser Hauptmann gefällt uns, weil er den Dank für die empfangenen Wohltaten nicht vergißt. Haben wir ähnliche Beispiele der Dankbarkeit in der biblischen Geschichte oder im Lesebuch? Kennt ihr ein diesbezügliches Sprichwort? Dank gefällt, Undank haßt die ganze Welt. — Nun gegen wen habt ihr, als eueren Wohltätern Dankbarkeit zu beweisen? Nächst Gott den Eltern — Seelsorgern — Lehrer usw. Vergesset besonders euerem Seelsorger nicht, dankbar zu sein. Er ist es, der euch in der heiligen Taufe zum Kinde Gottes und Erben des Himmels gemacht, der euch, wenn ihr das Kleid der Unschuld verloren, an Gottes Statt heiligt, der euch in der heiligen Kommunion die Nahrung für die Seele reicht. — Wie könnt ihr gegen alle euere Wohltäter die Dankbarkeit bezeugen? Ehrfurcht — Gehorsam — Gebet. —

Es sind begreiflicherweise nicht alle diese drei Anwendungen für eine und dieselbe Lektion gedacht. —

Am stillen Herd zur Winterszeit.

Bist du auch schon zur Winterszeit, wenn Wald und Flur tief eingeschneit sind, übers weite Feld gepilgert? Und nachdem dein Auge lange vergeblich über der weiten, glitzernden Fläche nach einem Ruhepunkt gesucht, hat es endlich in der grauen Ferne einen einsamen Hof entdeckt. Da das Haus, dort die Scheune, und hier der altersgraue Speicher. Sag, stille Wanderin, wie hat dich dieses Bild angemutet? Ist nicht ein stürmisches Verlangen nach Dorf und Menschen in dir aufgestiegen? Und hat dich nicht ein leises Gruseln gepackt, wenn du dir vorstelltest, du müßtest einen Winter lang hier wohnen?

Und doch, meine teure Wanderin, möcht' ich dich wenigstens in Gedanken ein wenig hineinführen an einen solchen stillen Herd. Weißt du, 's ist heimelig und warm da drinnen.

Im trauten Zugerländli liegt der Hof, von dem ich dir erzählen möchte. Schüchtern wie ein halb erblühtes Zuger Meitschi hat er sich eine halbe Meile von der breiten Landstraße weg geflüchtet. Scheu und verschämt lehnt er sich an seinen Beschützer, den großen, rauschenden Frauentaler-Wald; denn Lorze und Reuß wetteifern, welche von ihnen den trockenen Gesellen zu necken und spritzen vermöge.

Das erste Mal als ich auf den Hof kam, da war es Sommer. Lachender, leuchtender Sonnenschein lag tagsüber auf dem alten wetterbraunen Giebel und abends liebkoste der Mond die blitzenden Scheiblein und hastete wie ein ungeschickter Chiltgänger auf der breiten Laube herum, wo rote, feuerrote Geranien ihre leuchtenden Köpfe im milden Scheine badeten. Oh, es waren schöne Ferientage auf dem Hof; die schönsten, die ich je gehabt. Und als ich vom Hof fortzog, da schaute ich noch einmal zurück, als müßte ich das Bild vom stillen Herd mitten im saftigen Wiesengrün mit hinausnehmen ins hastende Leben und hinein in die Schulstube um den Kindern zu zeigen, wo Glück und Friede ihre Heimat haben.

Und dann kam der Herbst, wo die Blätter von den Bäumen fielen. Mein Hof und Herd lebten noch in frischer Erinnerung. — Die ersten Schneeflocken wirbelten nieder, der braune Giebel schien mir zu winken: Komm, komm, bei mir ist's warm! Und dann packte ich mein Bündel, — es war ein stürmischer grauer Adventsmorgen. Gelt, du meinst, jetzt hätte ich doch genug „Hofleben" bekommen; denn was gibt es langweiligeres als an einem Regentag in einer halb dunklen Stube sitzen, vielleicht einmal schnell durch träge Wasserpfützen nach der Scheune hinüber hüpfen, um nach dem Fleck, dem Schäggi und Vögi zu schauen! Ach wie sehr täuschte ich mich an diesem „Hofleben"! Wie fröhlich war es doch auf der langen Bank hinterm schweren Eichentisch. Wie lustig und übermütig plätscherte und tratschte das Wasser aus der Dachrinne! Wie gemütlich spiegelten sich in den Pfützen

die Hühner! Gesellschaft hatte ich ja wohl keine große, aber dafür lauter liebe, lustige Leute.

Da war vor allem mein Atz. Ein herziger kleiner Knirps, dessen Zünglein noch nicht so geübt war, daß er mir Schatz rufen konnte. Aber das drollige Atz tönte um so zärtlicher. Ein Jahr und sieben Monate zählt mein Zugerbieter Atz. Er hat zwar keine seidenweichen Locken, sondern einen ziemlich steckigen Strubel. Seine Augen sind nicht kirschenschwarz, noch haben sie ihre Farbe den Kornblumen entlehnt. Aber ein Schalk guckt jetzt schon aus den glänzenden Sternlein. Und etwas kann mein Atz wie kein Zweiter: Lärmen und räsonieren, als ob er während der ganzen Grenzbesetzung unter General Willis Regiment gestanden hätte. Lachen kann er auch, nicht nur mit dem Mund, mit den Augen, mit den runden Aermchen; sogar seine Beine scheinen noch zu kichern wenn er auf dem Rücken liegt und übermütig mit ihnen strampelt. Mein Atz, so klein er ist, überall ist er geachtet. Kommt er in den Stall, reckt sich das Rindli schon lang, um ihn zu schlecken. Schlägt der Kohli auch sonst nach allen Seiten, meinen Atz läßt er ungefährdet neben und hinter sich passieren. Sogar der brummige Muni läßt es ruhig geschehen, wenn der mutige Knirps zwischen seinen Beinen durchschlüpft. Wie viele viele frohe Stunden verdanke ich doch meinem kleinen aber ständigen Gesellschafter! Ich habe einmal ein Lied gehört. Da hieß es: „Wer liebt, ach der muß leiden, ohne Leiden liebt man nicht." Bei meinem Atz und mir stimmt das aber ganz und gar nicht. Wir beide können uns wirklich nichts zu leide tun. Selbst wenn ich ihm einmal ausnahmsweise die Nordseite seines kleinen Körpers klopfte — was nur geschah, wenn er seine Meinung auch gar zu stark verteidigte — sobald er sich umkehrte und mit seinen schalkigen Aeuglein mich anschaute, waren sein Trotz und meine „Täubi" miteinander verflogen und wir lachten eins über unsere großen und kleinen Dummheiten. Beneidest du mich nicht um eine solche Liebschaft? Ich würde wenigstens meinen kleinen Verehrer nicht an den elegantesten Prinzen vertauschen. Denn das Schönste ist doch eine Kinderseele und am glücklichsten bist du, wenn du mit den Kleinen immer klein und mit der Jugend immer jung bleibst.

Was mir den stillen Herd aber zur zweiten Heimat machte, das war eine brave Mutter. Weißt du, katholische Lehrerin, was Großes es ist um eine brave Mutter? Nimm all deine Bücherweisheit zusammen, leg deinen Fleiß und dein Erziehungstalent dazu, alles wird nicht ausreichen um den Kindern eine brave Mutter zu ersetzen. Da auf dem einsamen Hof in stiller Winterszeit habe ich meine besten Pädagogikstunden genossen. — Wie unergründlich ist doch eine Kinderseele, ebenso unergründlich aber die echte Mutterliebe. Ich meine nicht jene verweichlichte Gefühlsduselei, die dem Kinde alles erlaubt, alles verspricht; die es nicht erzieht, aber verzieht. Wie habe ich die schlichte Bäuerin darum beneidet, wenn sie mit ruhigem Ernst, die Augen mild und gut, aber fest auf ihr Kind gerichtet, diesem etwas verbot und sich trotz Schmollen und Tränen nicht erweichen ließ, vom Verbote abzulassen. Oder wenn sie strafte, welche Würde bewahrte sie, welche Liebe konnte sie sogar mit der Rute verbinden! Nichts kam der Mutter fremd und neu vor an ihrem Kinde. Sie wußte in der kleinen Seele Bescheid, so gut wie im Garten vor dem Haus.

Auf alle Interessen des kleines Stümpers ging sie ein. Fragte er hundertmal die gleiche Sache, hundertmal bekam das Plaudermäulchen von seiner Mutter ruhigen Bescheid.

Und erst am Abend! da wars für mich eine Weihestunde, wenn die Mutter ihr Kind zu Bette brachte. Oft stand ich lauschend an der Zimmertür — um beide in der Vertraulichkeit nicht zu stören, — und beobachtete sie verstohlen durch eine Spalte. Da zeigte die Mutter dem Bubi immer zuerst das Bild des Jesuskindes, das über dem Bettchen hing. Bubi mußte ein Kußhändchen hinaufschicken. Dann nahm sie die kleinen Patschhändchen in ihre großen, schwieligen Hände und faltete sie und wie eine Priesterin betete sie mit ihrem Kinde ein kurzes, einfaches, vielleicht eben darum so schönes Nachtgebetchen. — Glückliche Mutter, die du die schöne Aufgabe und auch die Gnade hast, deine Kinder recht zu erziehen. Doppelt glückliches Kind, das du eine so gute brave Mutter hast. —

Und nun, liebe Kollegin, was will ich dir mit meiner Erzählung vom stillen Herd zur Winterszeit sagen? Merke: Nicht immer in stolzen Villen an breiter Heerstraße wohnt das Glück und die Zufriedenheit. Sag das deinen Kindern. Mach sie aufmerksam auf die Schönheit und die Vorzüge des Bau-

ernlebens. Das für deine Schule. Und nun noch etwas für dich allein: Wenn du Gelegenheit hast, so verpasse es nicht, hie und da einer braven Mutter in ihrem Erziehungswesen zuzuschauen und still zu beobachten. Die erste und die beste Lehrerin ist die Mutter. Gehe hie und da zu ihr in die Lehre. Wachtel am Lindenberg.

Briefwechsel zweier Lehrerinnen.

15. Brief. Agnes Feldmann an Helena Wild.

Liebe ehemalige Lehrerin!

Schon wieder stürme ich mit einem Fragebogen in Ihre stille Stube hinein.

Kaum hatte ich meinen Brief an Sie auf die Post getragen, als ein Schreiben aus Brendau eintraf. Ursula berichtete, sie habe mir eine höchst erfreuliche Nachricht zu übermitteln. Die Brendauer Kirchensänger hätten beschlossen, noch vor Ende des Monates eine Wagenfahrt zu machen. In Buchenthal werde abgestiegen, zu Mittag gegessen, und nachher finde Konzert und gemütliche Unterhaltung statt. Sie, Ursula, freue sich doppelt darauf, weil wir zwei dann ein paar gemütliche Stunden mitsammen verleben können. Die Buchenthaler Virtuosen werden nämlich auch eingeladen, sich im Gasthaus einzufinden. Sie freue sich auch, weil jedenfalls getanzt werde, und die Brendauer seien feine Tänzer.

In der nächsten Probe wurde dann das Einladungsschreiben aus Brendau verlesen, und man stimmte für Mithalten. Jedenfalls gibt es einen gemütlichen Nachmittag in Ehren, daran zweifle ich nicht. Ich aber gerate nun doch dieser Unterhaltung wegen in Verlegenheit. Es ist wegen des Tanzens. Ich habe, seit ich Lehrerin bin, noch nie an einer Tanzbelustigung teilgenommen. Daheim habe ich wohl etwa im Kreise meiner Freundinnen und Angehörigen ein Tänzchen gewagt, und ich muß schon sagen, nicht ungern habe ich's getan. Aber jetzt, in meiner Stellung nimmt sich die Sache doch anders aus. Oder urteile ich zu streng? Ich kenne Lehrerinnen, die ohne Bedenken tanzen; andere tun es grundsätzlich nie. Nicht wahr, auch Sie, Verehrteste, haben immer zu den letztern gehört? Ihnen anvertraut, — ich kann ein gewisses Bangen nicht besiegen.

Eine innere Stimme sagt mir immer wieder: tu's nicht! Und eine andere frägt: wirst du tapfer und furchtlos genug sein, einen Tänzer abzuweisen? Sogar auf die Gefahr hin, als unartig taxiert oder belächelt zu werden? Helfen Sie mir, liebe Lehrerin, meine Unbeholfenheit überwinden. Wie ein folgsames Kind will ich tun, was Sie mir raten. Dann kann ich nicht irre gehen.

Mit liebem Kindesgruß bleibe ich Ihre ergebenste Agnes.

† Fräulein Ida Hongler, Schmerikon.

Die Sektion „Gallus" trauert um eines ihrer besten Mitglieder. „Was vergangen, kehrt nicht wieder", und erst dann, wenn das Scheiden eine große, schmerzliche Lücke reißt, wird man oft gewahr, wie viel man besessen. — Unsere liebe Kollegin, ein Rheintalerkind, war eine Lehrerin in des Wortes ganzer Bedeutung. Reiche Talente und edle Charakteranlagen, von trefflichen Eltern aufs Sorgfältigste ausgebildet, ein Heim, wo Liebe und Freude sich die Hände reichen, umleuchteten ihre Lebenstage und bedingten ihren Charakter. Stillbescheiden, mit feinem Takt, der immer sie das Rechte tun und finden ließ, helfend und ratend, wo man ihrer bedurfte, nie sich aufdrängend, blieb sie vielen fremd, trotzdem allen lieb und wert. —

Zwanzig Jahre wirkte Frl. Hongler in Schmerikon. Ihrer Pflichttreue und Berufstüchtigkeit hat ein Kollega ein ehrend Zeugnis gewidmet: „Der Schule galt ihre ganze Arbeit, für ihre Kleinen war ihr keine Mühe zu groß. Auch nach der Schule fand man sie in der Schulstube, korrigierend, vorbereitend oder studierend, die neuern Methoden im Unterrichte. Ihr Fleiß und ihr pädagogisches Können, die Liebe zu den Kindern, gepaart mit idealer Berufsauffassung und besonders die tiefe Religiösität, machten sie zu einer gar guten Lehrerin. Die allgemeine Hochschätzung, die Verehrung der Kinder und die Dankbarkeit ihrer Schüler reden als Zeugen. Und sie war unsere stille, friedliebende, liebe Kollegin."

Auch der Schulsparkassa, dem Jungfrauenverein und als wohlgeschulte Sängerin dem Zäzilienverein lieh sie ihre Kräfte.

Nun ist sie heimgegangen. Der göttliche Kinderfreund mög all ihr Schaffen lohnen. Uns bleib das leuchtende Vorbild der lieben Toten ein Ansporn, treu zu wirken, so lange es Tag ist. Droben aber gibt's ein Wiedersehen. R. I. P. M. S.

5. Jahrgang. Nr. 3. 13. März 1919.

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule"

Einsendungen an: Gertrud Biroll, Altstätten; Marie Schöbi, Mörschwil; Marie Höfliger, Wollerau.

Inhalt: Vom Leiden. — Grundsätzliches zur Frage des politischen Frauenstimmrechtes. — † Frl. Berta Werner, Naters. — Literatur.

Vom Leiden.

Jetzt ist sie wieder da, die große, ernste Zeit, die uns die tiefsten Geheimnisse des Leidens und Lebens enthüllt, — die Fastenzeit. Wie ein verheerender Lavastrom flutet das Leiden durch die Täler dieser Erde, vernichtend, begrabend, — ob auch befruchtend? Stehen wir einmal mit kritischem Blick ans einsame Ufer dieses Stromes, schauen wir nüchtern und furchtlos in seine dahingleitenden Wellen.

Das Leiden gleicht dem Feuer. Wenn du es näher untersuchst, so findest du es weder gut noch bös. Es ist indifferent. Du selber bist es, die ihm den Stempel von Gut oder Bös, von Himmel oder Hölle aufdrückt. Lege ein überkupfertes Goldstück ins Feuer. Das Kupfer schmilzt, tropft ab und goldig glänzt dir das reine edle Metall entgegen. Nimm umgekehrt dein fein übergoldetes Kleinod und leg's hinein in die gleichen Flammen. Der Goldschaum vergeht und dein Schmuck starrt dir schwarz und wüst wie eine giftige Kröte aus der reinigenden Glut entgegen. Verstehe! — Das Leiden birgt weder sittliche Schwächen noch Tugenden in sich. Es bringt, wenn's an dich herantritt nur eines von beiden an den Tag. Welches? Eben das, welches auf dem Grund deiner Seele versteckt ist.

Was soll uns das lehren? 1. Sage nie du kennest einen Menschen, bevor du ihn leiden gesehen hast. 2. Schau zurück in deine eigenen Leidensstunden. Was haben sie bei dir bloßgelegt? — -- Erkenne dich selbst. Und endlich bedenke, wenn dir der liebe Gott sein Kreuzlein schickt, daß du es in der Hand hast es so zu tragen, daß dir die via dolorosa zu einer Himmelsstraße oder zum Höllenweg wird. P.

Grundsätzliches zur Frage des politischen Frauenstimmrechtes.

Ideen, die der Zeitgeist geboren, haben etwas von der Unwiderstehlichkeit des Sturmwindes. Sie setzen sich durch, allem noch so vernünftigen Widerspruch zum Trotz, und erobern die Geister, wie der Sturmwind sich behauptet und wegfegt, was sich ihm entgegenstellt. Umsonst stehen die Rufer im Streit. Ihre Stimme verhallt ungehört, verschlungen vom heulenden Orkan, und für eine geraume Zeit steht die Menschheit im Banne der siegreichen Idee, bis Jahre und Erfahrungen über sie hinweggegangen, die ihr Ernüchterung vom Rausch der Leidenschaft gebracht.

Das politische Fauenstimmrecht hat sich durchgesetzt in der großen Welt und wird auch unser kleines Vaterland erobern. Will man sich davor verschließen, so kommt es wieder und wieder und rüttelt an den Fenstern, bis es sie zerbrochen hat und eingebrochen ist ins Schweizerheim.

Denn das politische Frauenstimmrecht ist eine Forderung des Zeitgeistes. Und gegen den vermag auch das Schweizervolk nichts.

An der Schwelle der Neuzeit steht die französische Revolution. Wie ein unheimlicher Bettler, der trotzige Miene

macht, zu nehmen, was man ihm verweigert, erhebt sie ganz neue Forderungen an die Menschheit, für die Menschheit. Die große Forderung, die sie aus dem Herzen der neuzeitlichen Menschheit herausholt, ist die Freiheit. An der Spitze der „Grundsätze von 1789“ stellt die Pariser Nationalversammlung als ersten: „Die Menschen werden frei und gleich an Rechten geboren und bleiben frei und gleich.“ Die moderne Menschheit soll, im Gegensatz zur früheren allseitig gebundenen und darniedergehaltenen, ein freies Geschlecht sein! Die Geschichte seit 1789, die großen inneren Bewegungen der Menschheit, ihre eigentliche Entwicklung, ist unverkennbar eine schrittweise Erfüllung der Forderungen der großen Revolution, die, teilweise zurückgedrängt, mit elementarer Wucht immer wieder aus dem Schoße der großen Menschheitswünsche hervorbrachen. Der Liberalismus war es, der das Erbe der Revolution übernahm und sich verpflichtete, ihr Freiheitsprogramm zu verwirklichen.

Die französische Revolution hebt an mit der Proklamierung der Menschheitsrechte. Im Namen der unveräußerlichen, jedem Menschen als heilige, unantastbare Morgengabe in die Wiege gelegten Menschenrechte verlangt sie für den dritten, den Bürgerstand die lange vorenthaltene Freiheit und Gleichheit mit den durch den Adel der Geburt Bevorzugten. Unter Freiheit verstand man in erster Linie politische Freiheit, Anteilnahme an der öffentlichen Gewalt.

Da aber die Führer im Kampfe unter den „Menschen“ den Mann, unter den „Menschenrechten“ die Mannesrechte verstehen, bringen schon damals vereinzelte Stimmen der Menschheit in Erinnerung, daß zu ihr auch die Frau gehört, die mit derselben Menschenwürde auch dieselben Menschenrechte empfangen habe wie der Mann, und ergänzen das einseitige Programm durch Proklamierung der „Frauenrechte“. Damals ruhig ad acta gelegt erneuern sich und werden allgemeiner und dringender die Forderungen der Frauen auf Gleichstellung mit dem Manne auf politischem Gebiet, und zwar im Namen der gleichen Menschenrechte, namentlich seit dem für die Freiheitsbestrebungen so erfolgreichen Revolutionsjahr 1848 und zwar vorab in den durch die erste wahrhaft freiheitliche Verfassung beglückten Vereinigten Staaten Nordamerikas.

Der Liberalismus tat halbe Arbeit. Er sang das Lied von der „Freiheit, die ich meine!“ Er errang die Freiheit den wohlhabenden Bürgern — andere „Menschen“ gab es für ihn nicht.

Nun aber hatte sich unter der im Zeichen der modernen technischen Errungenschaften einerseits und des vom wirtschaftlichen Liberalismus durchgeführten Freihandels, der schrankenlosen Konkurrenz im Erwerbsleben anderseits, herrschend gewordenen kapitalistischen Wirtschaftsordnung ein neuer, vierter Stand gebildet, der wie der mächtig anwachsende Schatten dem Liberalismus folgte, das Proletariat, die in der Großindustrie beschäftigten Lohnarbeiter. Da der Liberalismus für alle Forderungen auf praktische Anerkennung der „Menschenrechte“ für den vierten Stand taub blieb, schwang sich der Sozialismus zum Anwalt der entrechteten Lohnarbeiter auf. Wohlverstanden, er stellte kein neues Programm auf. Er nahm nur, als der echte Sohn des Liberalismus, diesem das von der großen Revolution überkommene Erbe aus der Hand, machte mit den „Menschenrechten“ vollen Ernst und dehnte sie in voller Konsequenz auch auf den vierten Stand und nicht zuletzt auf — die Frauen aus.

Vom Sozialismus wurde damit erst das von der französischen Revolution gelegte Ei völlig ausgebrütet. In ihm haben sich die großen Forderungen und Wünsche der modernen Zeit, die aus den veränderten Lebensbedingungen, der neuen Welt- und Lebensanschauung, den umgewerteten religiösen, wissenschaftlichen, sozialen und wirtschaftlichen Strömungen und Verhältnissen — dem modernen Zeitgeist herausbrodelnden Ideen verdichtet und angehäuft.

Der Sozialismus wurde daher im Namen der Menschheitsrechte zum großen Verfechter der vollen, allseitigen Gleichberechtigung der Frau mit dem Mann, ein Verfechter darum auch des politischen Frauenstimmrechtes.

Wir nannten die Frauenemanzipation mit voller Berechtigung eine Idee, die der Zeitgeist geboren! Das ist die sicherste Bürgschaft für ihre Verwirklichung!

* * *

Das ist nun aber noch kein Grund, sich gegen die Forderung politischer Gleichberechtigung der Frau mit dem Mann zu verschließen, weil sie eine Ausgeburt des Zeitgeistes, der fortschreitenden Demokrati-

sierung und des Individualismus, eine Forderung der Sozialisten ist. Der Zeitgeist führt manches Gute mit sich, das als bleibendes, förderndes Element zum Besten der Menschheit dem Kulturerbe der Vergangenheit sich eingliedern darf, und im hochgeschwollenen Strom sozialistischer Forderungen schwimmen manche mit, die ein heiliges Recht auf Erfüllung haben.

Immerhin mahnen uns Zeitgeist und Sozialismus zur Vorsicht. Selten bringen sie eine Idee in ihrer unverbildeten begrifflichen Reinheit zum Ausdruck, ohne daß sie das Gepräge ihres Geistes aufweist und daher einer Umprägung und Läuterung bedarf, soll ihre Verwirklichung Segen stiften. Bereits haben Männer, die auf dem Boden der katholischen Weltanschauung stehen, sei es aus Furcht vor der Uebermacht der roten Flut, sei es verwirrt durch den lauten Lärm der Schreier, sei es aus falschverstandenem Fortschrittlichkeitssinn, sich zu Vorschlägen verleiten lassen, die entschieden vom Naturrecht klargezogene Richtlinien zu verwischen drohen. Die Sozialisten freuen sich solcher kleiner Erfolge, erheben von neuem ihre Forderungen mit frecherem Gebahren und zielbewußterem Streben; sie wissen: „Steter Tropfen höhlt den Stein," und wenn der sozialistische Gedanke nicht mit einem Mal durchdringt, so bricht er sich allmählich Bahn, und die Verhältnisse werden langsam aber sicher versozialisiert.

Auch deswegen ist mir das politische Frauenstimmrecht nicht unsympathisch, weil es neu, nicht überkommen ist. Die Kunstgeschichte kennt bis jetzt das Bild der Frau mit dem Stimmzettel in der Hand nicht — vielleicht wüßte sich die Aesthetik damit zu versöhnen. Gewiß sehe ich zur „Lebensweisheit der Jahrhunderte" in Ehrfurcht auf und weiß, daß man es sich in jedem Falle gründlich überlegen muß, bevor man über sie hinausgeht. Aber ebensogut weiß ich, daß, wie auf allen Gebieten, so auch auf dem allumfassenden Gebiete menschlichen Lebens, auf dem Gebiete der Sittlichkeit und Lebensvervollkommnung gesunder Fortschritt und Entwicklung möglich und wünschenswert ist, ganz abgesehen davon, daß durch die verschiedensten Ursachen hervorgerufene neue Lebensbedingungen auch Anpassung an sie und damit neue Lebenseinstellung fordern. Die neuen Erwerbsverhältnisse lassen die „züchtige Hausfrau" nicht mehr allein „drinnen walten" wie ehedem, sondern treiben sie „hinaus ins feindliche Leben" zum Kampf ums Dasein, und die Not des Lebens drängt sie in neue, ihr bisher verschlossene Erwerbszweige hinein. So hat sie sich nicht selbst, sondern eiserne Notwendigkeit hat sie aus dem Hause heraus ins öffentliche Leben gewiesen. Die Frauenbewegung, die geistig ihren Ausgangspunkt in den Lehren der Aufklärungsphilosophie hat, geht wirtschaftlich von der modernen Entwicklung der ökonomischen Verhältnisse aus.

Und noch eines weiß ich: Daß Frauenwesen noch nicht seine volle Entfaltung erlangt hat, daß ihr mütterliches Wesen noch nicht in alle Gebiete des Lebens, denen Mütterlichkeit nottut, gütig, reich, mild, groß, veredelnd, Gegensätze ausgleichend und Lücken ausfüllend, Herzen erwärmend und Menschen beglückend hineinleuchtet, kurz, daß noch viel Frauenkraft brach liegt, die als Bestandteil einer allseitig gesunden Kultur gehoben werden könnte und sollte, daß nicht alle wahren Lebensmöglichkeiten der Frau erschöpft sind.

Man sieht: gerechte Rücksichtnahme auf die Lebensverhältnisse der Jetztzeit und gesunder Blick für eine allseitig wärmende Kulturentwicklung ist dem Frauengeschlecht die Lösung einer doppelten Aufgabe schuldig: wie einmal das öffentliche Wohl der auf den Erwerb angewiesenen Frau die Möglichkeit bieten kann, ihr Privatwohl durch eine ihrer Frauenart entsprechende Erwerbstätigkeit zu sichern, wie sodann aber auch jener wertvolle Bestandteil der Volkskraft, der auf die Frau entfällt, der allgemeinen Wohlfahrt dienstbar gemacht werden kann. Selbstverständlich hat die Frage nach der politischen Gleichberechtigung ihren Grund nicht in der wirtschaftlichen Not der Frau, sondern fließt aus der grundsätzlichen Frage nach der gegenseitigen Stellung der beiden Geschlechter überhaupt.

Doch muß hier beigefügt werden, daß bald nirgends skeptischere Zurückhaltung am Platze ist, als wo von „Entwicklung" gesprochen wird. Von „Entwicklung" redete einst alles, und die Sozialisten lassen diese in wissenschaftlichen Kreisen heute bereits recht abgegriffene und im Werte tief gesunkene Münze verschwenderisch klingen. Nach ihnen hat sich das ganze Weltall aus niedersten Wesen entwickelt; der Mensch, der keine unsterbliche Seele besitzt, aus lauter Materie besteht, ist aus dem Tierreich aufgestiegen, ist nichts anderes als ein höher entwickeltes Tier. Ihre Entwick-

lung ist also die extrem materialistische. Diese ist ihnen auch maßgebend bei Lösung der Frauenfrage, bezüglich der sozialen Stellung des Fraueugeschlechtes. Da der Mensch nur ein höher geartetes Tier ist, muß das Verhältnis von Mann und Frau sein Vorbild im Tierleben suchen. Wie es dort kein dauerndes Ehe- und Familienleben gibt, so soll die „freie Liebe" das Verhältnis der beiden Geschlechter bestimmen, wie dort keine Unterordnung, sondern Gleichstellung der beiden Geschlechter gilt, so soll die Frau in allen Rechten und Pflichten gleichgestellt werden. Weist man auf die Ueberlegenheit des Mannes über die Frau in körperlicher und teilweise intellektueller Beziehung hin, so antworten die Sozialisten, daß, genau nach einem darwinistischen Entwicklungsprinzip, mit der Uebung und Gewohnheit die Frau den Mann in allem einholen werde.

Schon das muß uns vorsichtig machen. Könnte diese Gleichstellung der Frau mit dem Mann im politischen Leben nicht eher eine Erniedrigung und Entwürdigung, ihre Versetzung an die Seite des Mannes nicht ein Herabstoßen, ihre Erhebung zur vollen Entfaltung der Menschennatur im Namen der Menschenrechte nicht ein Verwischen des Edelsten ihrer Natur, des Edelweiblichen sein?

Das ist überhaupt eine Frage, deren Lösung für eine richtige Orientierung in der Frauenbewegung entscheidende Bedeutung zukommt. Edles Frauenwesen soll mehr in alle, auch die öffentlichen Lebensverhältnisse hineinleuchten, ihr veredelnder Einfluß mehr im Leben zur Geltung kommen! Da schiebt sich aber die große Frage vor, an der die Erweiterung des Einflusses der Frau eine mächtige Schranke findet: Entwerten die Verhältnisse nicht gerade das Edelweibliche? Es gibt Orte und Verhältnisse, die der Fuß des Edlen nicht betritt, ohne an seinem Edelsinn einzubüßen. Das wäre nicht ein Gewinn für das Leben, sondern ein gewaltiger Verlust, wenn unter einem scheinbaren Erfolge die Frauennatur litte, deren volle Erhaltung und innere Entfaltung allein einen wirklich segensreichen Einfluß verbürgt. Es wäre daher durchaus verfehlt, wollte man das Frauenstimmrecht allein vom Nützlichkeitsstandpunkt aus beurteilen, ob es nämlich einen offensichtlichen Nutzen zugunsten des öffentlichen Wohles ergebe.

(Fortsetzung folgt.)

† Fräulein Berta Werner, Naters.

Als der erste Adventsonntag der Weihnacht Erstlingsgrüße der weiten, winterlichen Erde brachte, traten die Himmelsboten auch in ein Gemach, wo unsere liebe Kollegin Berta, ein junges blühendes Leben, mit dem Tode rang. Hier holte sich christliche Nächstenliebe ein Opfer.

Da die Schulen von Naters der Grippe wegen eingestellt wurden, hatte sich Frl. Berta bei der Gemeinde freiwillig als Pflegerin gemeldet. Sie lebte ganz der neuen, schweren Aufgabe, bis sie selber aufs Krankenbett sich legen mußte. Der Würgengel ließ sie nicht mehr los; nach acht Tagen schweren Leidens brachte sie heldenmütig das Opfer ihres Lebens. Ihr alle, die ihr sie gekannt, gedenket ihrer im Gebete.

B.

Literatur.

Die Familie. Ein Beitrag zur Gesellschaftslehre. Von **Dr. A. Hättenschwiller.** Luzern, Druck und Verlag von Räber & Cie., 1919.

Ein kleines, bescheidenes Bändchen, aber mit dem großen Zweck, alle dazu Berufenen für die Mitarbeit an der Wiederherstellung des Familienideals zu gewinnen. — Nach zwei interessanten Kapiteln über den Begriff und die Geschichte der Familie zeigt der Verfasser ihre Bedeutung als Grundlage der Gesellschaft und als Erziehungsstätte. Da liegt wertvolles Material für jeden Erzieher. Was aber im Kapitel über das Wirtschaftsleben der Familie von der Frauentätigkeit auf diesem Gebiete gesagt ist, sollte in irgend einer Form jedem jungen Mädchen ins Leben mitgegeben werden, und darin liegt auch des Büchleins besondere Empfehlung für Lehrerinnen. — Die Schlußkapitel über Zerfall und Wiederaufbau der Familie rühren an die großen Schäden unserer Zeit und zeigen Wege zur Besserung — wieder Dinge, die jeden Gebildeten interessieren müssen.

5. Jahrgang. Nr. 4. 17. April 1919.

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Gertrud Biroll, Altstätten; Marie Schöbi, Mörschwil; Marie Höfliger, Wollerau.

Inhalt: Grundsätzliches zur Frage des politischen Frauenstimmrechtes. — Eine fröhliche Stunde. — Krankenkasse. — Invaliditäts- und Alterskasse.

Grundsätzliches zur Frage des politischen Frauenstimmrechtes.

(Fortsetzung.)

Dazu kommt noch ein anderes. Der natürliche Beruf der Frau bleibt die Mutterschaft. Diese aber nimmt dauernd die volle Zeit und Kraft der Frau in Anspruch. Die Vereinigung von Mutterschaft und anderen Berufen müßte daher naturnotwendig zu Konflikten führen. H. von Sybel hat es richtig betont, daß dieselbe Schöpferkraft, die dem Mann die Pflichten des Vaters und der Frau jene der Mutter übertragen, auch die geistige Konstitution eines jeden Geschlechtes dieser Ur- und Grundbestimmung angepaßt habe. „Neben dem Wirken und Dulden der Mutter hat keine andere große Arbeit Raum. So hat es die Natur gewollt, und so wird es im wesentlichen bleiben, so lange die Mutter keinen größeren Schatz als das Kind in der Wiege kennt, und so lange dem Manne die Talente der Wartefrau und der Amme versagt sind. Das Gebiet der Frau ist das scheinbar enge und einförmige des inneren häuslichen Lebens; die Domäne des Mannes ist die weite Welt draußen, die Wissenschaft, die Rechtsordnung, der Staat.“

Das weist schon darauf hin, daß es mit jenen Schlagwörtern sein Bewenden nicht hat: „Gleiche Menschennatur — gleiche Rechte und Pflichten“, „Entwicklung zur höchstmöglichen Lebensentfaltung“, „erhöhter Lebenseinfluß“, „Forderung der politischen Gleichstellung im Namen derselben Menschennatur“.

„Mann und Weib sind gleich in Bezug auf das menschliche Wesen und die höchsten Ziele des Menschenlebens. Sie sind aber verschieden in ihrer natürlichen Ausstattung, physischen, intellektuellen, psychischen Eigenart, entsprechend der natürlichen geschlechtlichen Verschiedenheit und den hieraus sich ergebenden besondern Aufgaben jedes Geschlechtes. Die Verschiedenheit besagt in der allgemeinen Wertung keine Inferiorität. Sie läßt aber auch nur eine relative Gleichberechtigung zu, d. i. eine Berechtigung für jeden Teil, den Besonderheiten seiner natürlichen Ausstattung und Aufgaben gemäß zur Geltung zu kommen, nicht die absolute Gleichberechtigung und Gleichheit im Sinne des radikalen Frauenrechtlertums.“ (Vesch, Nationalökonomie II, 580.) Schon daß sich bald ein gesetzlicher Arbeiterinnenschutz, also eine Ausnahmebestimmung für die erwerbstätige Frau als notwendig erwies, ließ die erstrebte „Gleichberechtigung“ der Frau in eigenartigem Lichte erscheinen. Ohne Zweifel erfordern die differenzierten Anlagen eine naturgemäße Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau, wie sie den besonderen Fähigkeiten beider entspricht. Sie sind nicht bestimmt, in heißer Konkurrenz einander zu verdrängen, sondern einander harmonisch zu ergänzen, wie denn ihre ganze Veranlagung der gegenseitigen Ergänzung ruft.

Wenn man aber der Frau erhöhten Lebenseinfluß gewähren will — wie sind unter der materialistischen Lebensauffassung alle Werte umgewertet worden! Gilt doch der Mensch nur mehr so viel als seine Leistung — und den Sozialisten ist Leistung nur die gesellschaftlich nützliche Arbeit, die Handarbeit, geistige Tätigkeit gilt nichts! Macht und Einfluß sind ihnen nicht mehr

der stille Einfluß von Seele zu Seele, nur Stimmzettel, geräuschvolles öffentliches Auftreten und Reden, öffentliche Macht! Das leise Wort, das einst in stiller Stunde meine Mutter sprach, und das sich unvergeßlich in die Seele senkte, der liebe Mutterblick, der eine Seele wärmte und formte, ihnen sind sie keine Macht, kein Einfluß! Das ist nicht bloß Umwertung, das ist Entwertung aller Werte! Man begreift allerdings das Drängen jener Frauen nach politischer Macht, denen jener einzige Lebenseinfluß einer Mutter aufs Kind nichts gilt!

* * *

Wenden wir die kurz berührten Prinzipien an aufs politische Stimmrecht der Frau.

Entspricht das politische Wahlrecht der natürlichen Anlage der Frau?

„Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied!
Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen,
Daß ihr nicht braucht fürs röm'sche Reich zu sorgen!"

meint der Dichter des „Faust". „Die Politik verdirbt den Charakter", ergänzt der Volksmund. Einer, der das politische Getriebe von Grund aus kannte, Gladstone, erklärte es als seine wohlbegründete Ueberzeugung, daß durch die Teilnahme am politischen Leben die bisherigen Vorzüge des weiblichen Geschlechtes, denen es seinen heilsamen Einfluß verdanke, verkümmern würden.

Die Hand aufs Herz — wird's dir nicht schwül? In meiner Seele steigt auf ein herrlich Lied. Eine hat's gesungen, die einmal ihren Dichterinnenberuf mit fordernder Gebärde verteidigte:

„Was meinem Kreise mich enttrieb,
Der Kammer friedlichem Gelasse? . . .
So hört denn, hört, weil ihr gefragt:
Bei der Geburt bin ich geladen,
Mein Recht, so weit der Himmel tagt,
Und meine Macht von Gottes Gnaden!"

Die große Droste ruft es ihren schriftstellernden Schwestern in heiligem Ernste zu:

„Vor allem aber pflegt das anvertraute,
Das heil'ge Gut, gelegt in eure Hände,
Weckt der Natur geheimnisreichste Laute,
Kniet vor des Blutes gnadenvoller Spende.
Des Tempels pflegt, den Menschenhand nicht baute,
Und schmückt mit Sprüchen die entweihten Wände,
Daß dort, aus dieser Wirren Staub u. Mühen,
Die Gattin mag, das Kind, die Mutter knieen."

Wie viel mehr hätte sie es den Frauen zugerufen, die politisieren wollen!

Frauenseele, dir hat Gott Höheres anvertraut, als Kampf und Krieg und Streit und Hader. Ueber dem wüsten Schlachtfeld liegt das hehre Reich des Friedens. Dir hat der Schöpfer nicht Fäuste gegeben, um das Schwert zu führen und Wunden zu schlagen, dir gab er eine weiche Hand, um Wunden zu heilen und Herzen zu versöhnen, nicht den Sinn, um Flammen des Hasses zu schüren und Zwietracht zu säen, nein, ein Herz, um Flammen der Leidenschaft zu löschen und das heilige Feuer des Friedens zu nähren im lieben, stillen, weltfernen Heiligtum des Friedens, der Familie, wo du als unbestrittene Königin des Friedens waltest. Weiß Gott, wie oft es dem Manne schwül wird auf dem heißen Felde der Politik, wie oft er sich sehnt nach dem stillen Hort des Friedens, nach dem Familienkreise, zu Gattin und Kindern, wo man den Kampf vergessen kann, wo alles Ruhe und Frieden atmet! Ach, wenn nun auch die Frau ins Parteigetriebe hineingezerrt würde, so daß es sich erwahren müßte: „Da werden Weiber zu Hyänen!" wenn dadurch der politische Zwist in die Familie hineingetragen würde, den letzten Hort des Friedens, wenn Mann und Frau zusammen sich erheben, oft genug gegeneinander kämpfen würden — der bloße Gedanke schmerzt, den stillen Frieden der Familie gestört, das Familienleben der Politik ausgeliefert zu sehen! Wer soll dann das Feuer der Leidenschaft bezwingen, die Gemüter versöhnen? Nein, das ist nicht das große Gebot der Stunde, von der es heißt:

„Jetzt ruft die Stunde: Tritt hervor,
Mann oder Weib, lebend'ge Seele!"

Nein, noch ist er Manns genug, das Feld der Politik zu beherrschen, der Mann, für ihn ist's schon genug des Kampfes — du walte des Heiligeren: des Friedens! Und wenn Politik den Charakter verdirbt — o du, deren Hand das Heiligste und Größte anvertraut ist: Charaktere zu bilden! wache mit heiliger Sorge und weiser Sparsamkeit über den Schätzen deines Herzens, auf daß kein Körnchen davon verloren gehe, was in einer Kindesseele als Samenkorn aufgehen und Frucht bringen könnte, woraus ein Charakter werden könnte! Wird der Charakter der Frau verdorben, wer soll

dann noch Charaktere erziehen? Ihnen aber, den Mannweibern, denen es nach Manneskampf gelüstet, die gerne das große Wort führen möchten, rufe ernst zu:

„Ward denn der Führer euch nicht angeboren,
In eigner Brust, daß ihr den Pfad verloren?"

Die politische Gleichstellung der Frau mit dem Mann entspricht nicht der natürlichen Stellung der Frau. Der Staat wächst organisch aus der Familie heraus, ist nichts anderes als die erweiterte Familie. Weil die einzelnen Familien auf sich selber gestützt ihr materielles und geistiges Wohl nicht erringen könnten, schließen sie sich zum Staatsverband zusammen, um durch die höhere Summe der Macht vieler sich größere Lebensfähigkeit und ausgedehntere Aktionskraft zu verschaffen. Als erweiterte Familie trägt der Staat naturgemäß die Züge des Familienlebens, das Urbild und Form des Staatslebens ist. In der Familie nun liegt die Autorität beim Manne, nach dem Naturrecht wie nach dem Christentum. Doch ist die Frau nicht die eigentliche Untertanin des Mannes, sondern seine Gehilfin und Lebensgefährtin. Mann und Weib ergänzen sich zur einen Autorität der Eltern. Der Mann hat gleichsam die Stellung des Kopfes, die Frau diejenige des Herzens in der Politik der elterlichen Autorität. Dem Mann kommt es zu, die Familie zu erhalten, zu schützen, für ihr zeitliches Fortkommen zu sorgen, er befiehlt, richtet, straft, bei ihm liegt der letzte Entscheid — die väterliche Autorität. Vom Mutterherzen aus ergießt sich das warme Lebensblut und die heilige Liebe in alle Glieder und strömt allen Leben, Freude, Gedeihen zu, sie gießt das System um ins wohlige, traute Heim. Nur in Ausnahmefällen, wo der Mann dem Regimente nicht gewachsen ist, muß die Frau es führen. Annette von Droste-Hülshoff hat in ihrem Heim das Ideal eines solchen Frauenregimentes geschildert: „Ohne Frage steht diese Frau geistig höher als ihr Mann, aber selten ist das Gemüt so vom Verstande hochgeachtet worden; sie verbirgt die Obergewalt nicht, wie schlaue Frauen wohl tun, sondern sie ehrt den Herrn wirklich aus Herzensgrunde, weiß jede klarere Seite seines Verstandes, jede festere seines Charakters mit dem Scharfsinn der Liebe aufzufassen, und hält die Zügel nur, weil der Herr eben zu gut sei, um mit der schlimmen Welt auszukommen."

Wie in der Familie, so ist im Staate das Regieren und was drum und dran hängt, Sache des Mannes. Denn auch hier nimmt er naturgemäß die Stellung des Hauptes ein. Er ist in dieser Beziehung der geborene Herrscher, soweit die politischen Funktionen in Betracht kommen, die gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt. Diese entsprechen der väterlichen Gewalt in der Familie, sind ihr Ausfluß und ihre Erweiterung auf das zur staatlichen Gesellschaft erweiterte Leben der Familie. Das passive Wahlrecht bleibt daher naturrechtlich ausschließlich dem Mann gewahrt. Damit kann aber auch von einem aktiven Wahlrecht der Frau nicht die Rede sein; denn dieses ist auf jenes hingeordnet, beide gehören zusammen, ergänzen sich und bilden ein politisches Recht.

Wenn zuweilen einzelne Frauen die Zügel der Regierung führen, so kann eine solche Ausnahmestellung dem ausnahmsweisen Frauenregiment in der Familie entsprechen. Eine Heranziehung des gesamten Frauengeschlechtes zur politischen Betätigung ließe sich nur rechtfertigen zu Zeiten, da der Mann in der Politik versagt. Wie aber der Fall leicht praktisch werden könnte, ist schwer einzusehen; es müßte eine Zeit allgemeinen Niederganges sein, in den die Frau nicht weniger als der Mann hineingezogen wäre. (Schluß folgt.)

Eine fröhliche Stunde.

Von M.

Ein wundervoller Frühlingstag schaute durch die Schulfenster. Ganze Wogen blendenden Lichtes fielen auf Bänke und helle und dunkle Kinderköpfchen. Sehnsuchtsvoll schweifte manch verlangender Blick auf die grünenden Wiesen, wo man eben die ersten Blümlein pflücken konnte. „Wär nur erst die Schule aus!" Wie schön wär's nach kalten, dunkeln Wintertagen am sonnigen Rain! Vom nahen Baum rief ein Fink sein drollig Lied: „Itz, itz, itz mueß der Winter wieder marschier!" .. Hört ihr ihn? Versteht ihr sein Liedchen? Wie lieb wird nun erst der kleine Gesell meinen Zweit-

kläßlern! „Er freut sich grad wie wir," meint eines. Drunten im Wäldchen versucht eine Amsel ihr Willkommenslied an den lieben Lenz. Wer mag da drinnen bleiben?! —

„Antreten!" Lichtlein leuchten auf. „Gehen wir spazieren?" „Den Frühling suchen" — wie Anna Richli einmal schrieb. „O, ja — ich weiß, wo er ist." Alle haben ihn schon gesehen, am Busch, am Baum, in der Wiese, im Wald, im Garten. — Hinaus geht's. Da wird zuerst die Rebe am Schulhaus angeschaut. Dünne, rote Knospen drängen sich dem Sonnenlichte zu. „Bald gibt's Blätter." Weil diese fehlen, können wir die feinen Füßchen bewundern, mit denen die Pflanze die steile Wand hinauf klettert. Wie viel Füßchen hat sie doch! „Da kann sie sich schon gut halten." Wie bald mögen wohl die zarten Blättchen zum Vorschein kommen.

An der nahen Buchenhecke hängt noch viel dürres Laub. Die Kinder greifen hinein in die raschelnde Herrlichkeit. „Wie das krosset," rufen sie. „Rascheln" sagen wir in der Schulsprache. Der neu gewonnene Ausdruck hängt nicht in der Luft. „Aber da haben ja keine neuen Blätter Platz, weil noch so viel alte da sind." Auf diesen Einwand meint ein kleiner Denker: „Die neuen drücken die alten schon weg; dann fallen sie auf den Boden."

Da drüben lockt die grünende Wiese. Eine Stange versperrt den Eingang. Wer wagt's, darüber zu springen? Ein Jubeln — ein Springen — Gelingen, Mißlingen und neues Probieren folgt. — Nun ist das Hindernis genommen. Wir stehen auf frischsprossendem Gras; da und dort blicken Blümchen noch schüchtern und zart. „Sucht mir ein Sträußchen!" Keines bleibt zurück. Wir benennen: Schlüsselblümchen, Osterblümchen, Gänseblümchen. „Gänseblümchen hat es vor 1, 2 Wochen schon gehabt." Weil das Interesse ihm gilt, erzähle ich eine hübsche Legende von diesem lieblichen, bescheidenen Blümchen. „Und wie sind die andern Blümchen auf diese Wiese gekommen?" drängt gleich eine Wißbegierige. Davon erzählen wir ein andermal.

Weiter geht's — zum Birnbaum, dessen Knospen schon bald aufspringen wollen. Am Boden liegen Aeste, alte und dicke, die der Januarsturm heruntergerissen hat. Daran sind die Knospen klein, in feste, braune Hüllen sorglich eingepackt. Daß das nötig ist, versteht auch ein Kind, daß der Baum so mütterlich für seine Kinderchen sorgt, spricht sein weiches Gemüt mächtig an.

Daneben liegen auch frisch geschnittene Aeste mit schwellenden Knospen. Da brechen wir einige große Zweige ab; der Bauer hat sicher nichts dagegen. „Ach nein," tönt's im Tone tiefster Ueberzeugung, „er macht ja nur Büscheli daraus." „Da steht ja auch schon die Büschelimaschine." Nun wissen wir, was die Bauern gegenwärtig schaffen. Wie er Büscheli macht, hatten wir früher Gelegenheit, zuzuschauen.

Wir wandern weiter, vorbei am rieselnden Bach, wo wieder zarte Blümlein gucken, vorbei am Apfelbaum, dessen Knospen noch kaum bemerkt werden, hin zu Büschen mit allerliebsten „Kätzlein und Würstlein". Wir schütteln ein wenig. Es regnet Staub — Blütenstaub. Wir kennen ihn und wissen, daß das Bienchen davon holt und in sein Häuschen trägt und seine Tellerchen baut.

Wir brechen wieder einige Zweige, um sie mitzunehmen. Dann geht's frohgemut zurück ins Schulzimmer; die Zweige und Blümchen werden sorglich ins Wasser gestellt.

War's eine verlorene Stunde? Nein — tausendmal nein. Erst im lebensvollen Unterricht, im eigenen Erleben und Beobachten wachsen unsere Kinder geistig heran. Wie viel haben wir draußen gesehen und nun sproßt es hier drinnen fröhlich weiter. Jeder Tag bringt neue Wunder, und mit freudigem Interesse verfolgt die kleine Schar, wie Schuppe um Schuppe fällt, langsam sich die Blättchen heben, schon zarte Blütenknospen sichtbar werden.

Draußen aber ist der Winter zurückgekehrt, es wirbelt, wie um Weihnachten herum bis wieder ein lieber, lichter Sonnenstrahl das dichte Gewölk durchbricht und verheißungsvoll die grünenden Pfleglinge grüßt.

Krankenkasse des Vereins kath. Lehrerinnen der Schweiz.

Präsidentin: A. Hürlimann, Lehrerin, Rorschach.
Kassierin: B. Lenherr, Lehrerin, Marienheim, St. Gallen.

Invaliditäts- und Alterskasse des Vereins kath. Lehrerinnen.

Präsidentin: L. Obrist, Lehrerin, Baden.
Kassierin: K. Frey, Lehrerin, Muri, Aargau.

5. Jahrgang. Nr. 5. 15. Mai 1919.

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule"

Einsendungen an: Gertrud Biroll, Altstätten; Marie Schöbi, Mörschwil; Marie Höfliger, Wollerau.

Inhalt: Grundsätzliches zur Frage des politischen Frauenstimmrechtes. — Das Beste. — Mein Schulzimmer.

Grundsätzliches zur Frage des politischen Frauenstimmrechtes.

(Schluß.)

Bereits hat man den Beweis, daß die Frau für das politische Wahlleben so gut befähigt sei wie der Mann, aus dem Verlauf des politischen Wahlkampfes in Deutschland als erbracht erachtet. Daß es dabei äußerlich nicht viel anders zugehen werde, als bei Wahlvorgängen der Männer, dafür brauchte man keinen Erfahrungsbeweis abzuwarten, das konnte man a priori voraussehen. Daß die Frauen und Mädchen bei den Wahlversammlungen zuhören, dann nach Erklärung den Wahlzettel fertigstellen und zur Urne tragen können, daran hat niemand gezweifelt. Das ist aber noch kein Befähigungsnachweis, ebensowenig ein Beweis, daß die politische Befähigung aus den persönlichen Anlagen des Einzelmenschen und nicht aus dem Geschlechte herausgenommen werden muß. Gewiß werden einzelne Frauen ebensogute politische Agitatoren sein können wie die Männer, gewiß wird die Großzahl der Frauen ebensogut ihren Wahlzettel schreiben, vielleicht noch mehr im Wahlkampfe sich ereifern können als der Mann — und doch taugen sie nicht für die Politik. Die Psychologie der politischen Befähigung ist viel weiter- und tiefergehend, als daß ein einmaliges Experiment sie ein- für allemal festgelegt hätte. Da müßte man abwarten, welchen Charakter durch die Beteiligung der Frau das ganze öffentliche Leben annimmt und müßte man genau beobachten und ausscheiden, was Anteil der Frauen daran ist, müßte man ferner sorgfältig die Rückwirkung dessen auf den Charakter der Frau studieren und genau erproben, welches die Art und Weise des politischen Verhaltens der Frau ist. Experimentelle Psychologie ist doch nicht eine so leichte Sache!

Gegen eine politische Gleichstellung der Frau spricht ferner, daß die politische Tätigkeit, zumal die Beamtentätigkeit, schwer vereinbar ist mit dem natürlichsten Berufe der Frau, dem Mutterberuf. Man merkt es oft genug den Familien an, deren Vater im öffentlichen Leben aufgehen muß. Das ist auch ein Grund, weshalb die Söhne vorzüglicher Väter, die Führer der guten Sache waren, oft minderwertig ausfallen; es fehlte die starke Vaterhand in der Erziehung. Immerhin kann eine gute Mutter den Vater oft ersetzen. Die Mutter aber ist nie ersetzlich. Ihr Hineindrängen in die Beamtenlaufbahn, in das politische Parteigetriebe, das Verfolgen und Studium der politischen Strömungen in der Presse, durch rege Aussprache und Besuch von Versammlungen, die Anteilnahme am politischen Leben durch Agitation, würde sie zum unsäglichen Nachteil der Familie, ja zu ihrem vollen Ruin dem häuslichen Leben entziehen. Das Familienleben erfordert die ganze, ungeteilte, beständige Sorge und Wachsamkeit der Mutter, ganz abgesehen davon, daß das rauhe politische Leben sich wie ein Reif auf den mütterlichen Zartsinn legen müßte. So hätten wir keine Politiker und keine Mütter, sondern Mannweiber; die Halbheiten, an denen unser modernes Leben sowieso krankt, würden im ganzen Frauentum gezüchtet.

Man hat allerdings bereits betont, daß der „Mann-Weib"-Typus nur eine Folge

der Vorenthaltung der politischen Rechte der Frau sei, daß er mit dem vollen Eintritt der Frau ins politische Leben verschwinden und die Frau ihren vollen weiblichen Eigenwert ins politische Leben tragen würde zu dessen größtem Segen, so daß die künftige Kultur das Produkt zweier Komponenten, eines männlichen und eines weiblichen, sein würde, statt wie bisher des männlichen allein. Man übersieht die differenzierten Anlagen von Mann und Frau. Wenn das Frauengeschlecht keine Naturanlage zum politischen Leben mitbringt, wird sie auf Nachahmung des männlichen Wesens angewiesen sein. Gewiß soll die Kultur einen starken Einschlag edlen Frauentums erhalten, aber auf jenen Gebieten, in die edles Frauentum nach seinen eigenartigen Anlagen fördernd einzuwirken vermag. Ein starkes Hereinziehen der Frau in die breite Oeffentlichkeit muß allen psychologischen Gesetzen zufolge auch eine Verflachung der spezifisch weiblichen Eigenschaften nach sich ziehen. Es muß zudem eine starke Ueberbürdung der von der Natur sowieso reichbedachten Frau bringen, die sie nur ihrem natürlichen Beruf entzieht. Die Klagen, die aus dem klassischen Land des Frauenkults, aus Nordamerika, herübertönen über ungeheure Zunahme der Ehescheidungen, Geburtenrückgang, äußerliche Bewertung aller Lebensverhältnisse (Hochland, 1918/19, Novemberheft S. 209 ff.), sind ein trefflicher Erfahrungsbeweis für die Richtigkeit dieser Psychologie! Wenn aber die Frau tatsächlich ihres Eigenwertes bewußt würde — dann wäre es vielleicht der erste Schritt, daß sie sich wieder vom politischen Felde zurückziehen würde!

Es ist eigen, wie Idealisten stets eine neue Menschheit erwarten. Die Menschheit war im Grunde immer dieselbe trotz der veränderten Lebensbedingungen. Deshalb darf man füglich die Erfahrungen vergangener Menschheitsalter für die Beurteilung und den Aufbau der kommenden Zeit zu Rate ziehen. Bisher kannte man die Frau als leidenschaftlicher im Streit als den Mann. Ob in Zukunft die Frau den bisherigen Parteikampf völlig ändern und lauter Ruhe, Versöhnung und konservatives Wesen in die Politik tragen wird? Ob nicht gerade durch sie das Parteiwesen noch leidenschaftlicher und unleidlicher gestaltet wird? Jedenfalls kann diese Ausgeburt der Revolution nicht gute Früchte zeitigen und wird dieser zielbewußte Schlag des Sozialismus gegen das Familienleben sein Ziel nicht verfehlen.

Endlich muß die Gleichstellung der Frau mit dem Mann im öffentlichen Leben ihre gegenseitigen guten Beziehungen im Familienleben stören. Als Gattin steht die Frau unter der Autorität des Mannes. Konflikte zwischen den Familienpflichten und den staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten bei der Frau wären unausbleiblich. Der Mann als Haupt der Familie könnte sie autoritativ lösen, indem er die Frau durch seinen Befehl an die Familie binden würde. Damit wären die staatsbürgerlichen Rechte der Frau, die ihrem Wesen nach die Unabhängigkeit vom Manne fordern, illusorisch gemacht. Würde die Frau erst ein politisches Amt bekleiden, so hätte sie der Mann als seine Autorität anzuerkennen, während er doch naturgemäß ihr Haupt ist. Wäre schließlich nicht der Fall denkbar, daß die Frau in einem leidenschaftlichen Parteikampf als Gegnerin des Mannes, ja sogar als dessen Rivalin um ein politisches Amt auftreten würde? Man darf uns nicht den Vorwurf machen, wir suchten absichtlich alle Unzukömmlichkeiten zusammen, die ja das politische Stimmrecht der Frau einmal haben könnte. Das ist eben der letzte Prüfstein für die innere Lebenskraft einer Idee, zu welchen Konsequenzen sie führt im praktischen Leben!

Der Einwand, daß diese Beweisführung nur die verheiratete Frau von der Politik ausschließe, löst sich durch den Hinweis, daß die angeführten Gründe die prinzipielle Stellung des Frauengeschlechtes zum männlichen berühren. Die das Frauenwesen bestimmende Gabe der Mütterlichkeit macht eine jede Frau, gleichviel ob sie zur leiblichen Mutterschaft gelange oder nicht, zur Ausübung politischer Rechte ungeeignet, die die Herrschernatur des zum Vater berufenen Mannes voraussetzen.

Der mütterliche Sinn der Frau aber legt es nahe, daß sie, wenn auch nicht im politischen, so doch im öffentlichen Leben reicheren Segen stifte als bisher. Der Staatsbegriff hat eine starke Umprägung und Weiterbildung erfahren vom Rechts- zum Wohlfahrtsstaat, der eine immer reichere soziale Fürsorge entfaltet und charitative Institutionen schafft. Hier, wie im unermeßlich wichtigen Gebiet der Jugenderziehung, liegt das große Feld, wo Frauenwirken so nottut. Ueberall, wo das Herz einer Mutter schlagen muß, ist der Frau eine weite Tätigkeit eröffnet. Aber auch dieses Wirken — das muß scharf betont werden — darf nicht auf Kosten der Fa-

milie geschehen. Darum ist nur zu wünschen, daß selbständige Frauen zahlreicher solchen Berufen sich zuwenden.

Allerdings hat sich, zumal in nächster Zukunft, die Gesetzgebung ausgiebig mit sozialen Problemen zu beschäftigen, mit Problemen ferner, die die Frau, Erziehung und Schule usw. betreffen, wo der Frau wenigstens eine beratende Stimme zukommen sollte. Soll um dieser Fragen willen der Frau das politische Stimmrecht überhaupt gegeben werden? Es ist hier nur die Frage: überwiegt nicht der Nachteil, den das Frauengeschlecht selbst und entscheidendere Lebensfragen, wie das Familienleben und die häusliche Erziehung, daraus erleiden, den Vorteil, der dem öffentlichen Leben aus der politischen Gleichstellung der Frau erwüchse? Der Frau stehen noch andere Mittel zu Gebote, um sich Gehör zu verschaffen und auf das Parlament, die öffentliche Meinung und damit indirekt auf die Gesetzgebung einzuwirken, als ihr Auftreten in der gesetzgebenden Versammlung. Und heutzutage heißt es so sehr die Urzelle der Gesellschaft, die Familie, schützen, daß die Frau wahrhaftig in weit erfolgreicherem Maße die Retterin der Gesellschaft werden kann, wenn sie die Vollkraft ihres Frauenwirkens in die Familie verlegt.

* * *

Das sind die Gründe, weswegen ich — sofern ich unterdessen nicht eines Besseren belehrt werde — bei einer kommenden Abstimmung mit „Nein" stimmen werde. Die verehrten Lehrerinnen, denen ich die Gründe darzulegen gebeten wurde, wissen nun, daß die ablehnende Haltung keineswegs einer kleinlichen Gesinnung des Mannes, die Frau nicht aufkommen zu lassen, entstammt, sondern dem heiligen Drang, die Frau in ihrer vollen Würde für ihre große Lebensaufgabe gewahrt zu sehen. Es bleibt immer noch das Beste, was Graf Joseph de Maistre seiner etwas emanzipationslustigen Tochter schrieb: „Die Frauen haben in keinem Zweige Meisterwerke zustande gebracht... Aber sie haben einen großen Ruhm: auf ihrem Schoße wird das Edelste in der Welt gebildet: ein guter Mann und eine gute Frau. Wenn eine junge Dame gut erzogen wurde, wenn sie gelehrig, bescheiden und fromm ist, wird sie Kinder erziehen, die ihr ähnlich sind, und das ist das Meisterwerk in der Welt."

Aber über meine Stimme hinaus wird der Sieg des Frauenstimmrechtes kommen. Was dann? Dann verzagen wir nicht, sondern setzen unsere ganze Hoffnung auf unsere Frauen! Dann ist es allerdings eine heilige Pflicht unserer katholischen Frauen, als Gegengewicht gegen den feindlichen Geist vieler Frauen, ihren ganzen guten Einfluß aufs öffentliche Leben zu behaupten. Aber dann hoffen wir zuversichtlich, daß sie der schweren Probe sich gewachsen zeigen werden, zum Wohle des Vaterlandes sich am politischen Leben zwar mit ganzer Kraft zu beteiligen, aber ohne etwas von der echtweiblichen Zurückhaltung, der edlen Frauengesinnung und der treuen Sorge für die Familie im geringsten einzubüßen. Nichts, das nicht etwas Gutes in seinem Schoße bergen könnte! Wer weiß, ob nicht gerade die Frau dazu berufen ist, in schwerer Not das Schweizerhaus zu retten? Wenn sie aber ihr Rettungswerk vollbracht hat — wer weiß, ob sie nicht gerne wieder in ihre frühere Stellung zurückkehren und auf die Politik verzichten wird?

P. Otmar Scheiwiller O. S. B.

Das Beste.

Gott ist unsre Zuflucht und Stärke, der Helfer in den Trübsalen, die gar schwer uns trafen (Ps. 45).

Unser Bestes sollen wir den Kindern geben? Als ob dies nicht geschähe! Als ob wir nicht mit ängstlicher Sorgfalt darauf bedacht wären!

Wir suchen es unsern Zöglingen zu geben jeden Tag und jede Stunde des Verkehrs mit ihnen. Unsern Unterricht — wir sind bestrebt ihn so reich wie möglich zu gestalten. Die Methode — wir trachten beständig darnach, sie zu verbessen. Wir erforschen das Herz des Kindes, seine Neigungen und Anlagen; denn wir wollen ihm ganz gerecht werden, ihm ganz uns anpassen: Individuell wollen wir vorgehen. Mit Eifer wird jede literarische Neuerscheinung auf dem Gebiete der Jugenderziehung und Fürsorge geprüft. Das Beste wählen, behalten wir für unsere lieben Pflegebefohlenen. Wir pflegen unsere eigene Fortbildung durch Besuch von Konferenzen, im vertrauten Gedankenaustausch mit edelgesinnten Kolleginnen, deren Erfahrungen wir

uns wieder zu nutze machen, durch Privatstudium und Lektüre vorzüglicher Bücher und Schriften: alles im Interesse der Jugendbildung. Am Abend, wenn nach des Tages Last und Hitze die ersehnte, wohlverdiente Ruhe winkt, erforschen wir ehe wir uns ihr hingeben nicht noch erst gründlich unser pädagogisches und methodisches Gewissen, ob alles geklappt den Tag hindurch, ob nicht wir uns selbst die Schuld beizumessen haben, wenn etwas krumm gegangen? Gewiß — eine jede von uns will ihr Kostbarstes verabfolgen nach dem Grundsatz: Für die Jugend ist nur das Beste gut genug.

Doch das Beste, nein, das geben wir nicht; oder wir geben es nur selten, nur in winzig kleinen Dosen...

Was ist das Beste in unsrer hochmodernen Zeit?

Grau in Grau liegt die Gegenwart, schwarze Wolken umhüllen den Zukunftshimmel, Unheilbergend, gewitterschwer: Mord und Blut, grauenhaftes Elend, Not und Tod allüberall! Hunger, Pest und Revolution schreiten durch die Lande. Was soll's in dieser Zeit? Was nützt das Vollpfropfen der Köpfe mit allem möglichen Wissenskram? Eines ist jetzt unbedingt notwendig.... Werden wir damit markten? Werden wir es vorenthalten? —

Manch ein Lebensschifflein zerschellt an den Klippen der staatlichen Zustände, versinkt im Strudel des Zeitgetriebes, in der Wetternacht der heutigen unheimlichen Weltlage. Voll ist es der köstlichsten Fracht. Aber sie muß zugrunde gehen, zwecklos, nutzlos. Warum? Es leuchtet ihm nicht der Stern des Glaubenslichtes; es fehlt ihm der Anker des Vertrauens.

Keck und frech erhebt die Revolution ihr blutrot Banner... Der Schnitter Tod, er mäht und mäht... wir empören uns ob der schreienden Ungerechtigkeit, die sich breit macht — und bei alldem kein Absehen, kein Ende...

Da nagt der Wurm der Verzweiflung an manchem Herzen: Kann es noch einen Gott geben? — einen gerechten Gott? — einen Gott, der väterlich das Wohl der Menschen will? Und der Giftwurm nagt weiter — er zernagt das arme Herz, bis es haltlos in der Nacht des Unglaubens versinkt.

Die heutigen Zeitverhältnisse entfesseln den Sturm, die Wassergüsse, die Winde, die so manchen Glaubensbau erschüttern, die seinen Zusammenbruch bewirken, weil er auf Sand gebaut war. Und sein Fall ist groß. (Matth. 7, 26.—28). (Schluß folgt).

Mein Schulzimmer.

Mein Schulzimmer — mein Königreich. Ich weiß mir außer der Kirche keine Stätte, die mir lieber, trauter, heiliger wäre. Es ist das Lilienfeld, wo ich die Himmelsblumen kindlicher Unschuld pflege; es ist das Ackerland, wo ich die Körnlein streue, die sich zu Aehren reihen, um nach vielen Jahren mit kräftigem Brot, die Welt zu ernähren; es ist der Waffenplatz der stillen Kämpfe, Niederlagen, Siege, sowohl im Gebiet des eigenen Herzens, als in jenem der anvertrauten Kinder; es ist die Oase, wohin ich mich flüchte vor den Urteilen, Verdrehungen, Mißverständnissen, wie sie unter Erwachsenen möglich sind; es ist nicht zuletzt das Betrachtungsbuch, worin ich lese, wie sich mein Verhältnis zum himmlischen Vater noch kindlicher, vertauender, anschmiegender gestalten könnte.

Immer klarer wird mir die Erkenntnis, daß weniger die Kinder zu mir in die Schule kommen, daß vielmehr ich zu meinen Kindern in die Schule gehe. Nirgends finde ich soviel Reinheit, Demut, Vertrauen, Aufrichtigkeit und Dankbarkeit wie bei meinen Kleinen, — alles Tugenden, die zu üben uns „Großen" oft so schwer fallen möchte, um in deren Vollbesitz wir Heilige wären.

In meinem Schulzimmer ist es mir wohl. Manche Besucher nennen es kahl und leer, weil ich verschmähe, dasselbe mit äußerem Bilderwerk zu überladen. Mir scheint, denselben fehle der richtige, tiefe Blick. Sonst müßten sie wissen, daß es Schöneres nicht geben kann als leuchtende Kinderaugen, frische Kindergesichtchen, helle Kinderstimmen, daß ein jedes Kind im Liebreiz seiner Unschuld, Frische und Natürlichkeit ein Kleinod ist, worin sich Gottes Schönheit, Weisheit, Güte spiegelt.

In meinem Schulzimmer ist nichts düsteres: goldener Sonnenschein flutet über die harten Bänke; das lichte Grün des Berges schaut durch die hellen Scheiben, und fernher grüßen die Schneeberge, mit Purpurglut übergossen. Sie sprechen warm und tröstend zu meinen Herzen: Arbeite, wirke, hoffe! Derjenige, der uns in Weiß und Purpur kleidet, Er wird auch dein Lebenswerk vollenden und es der Verklärung entgegenführen — drüben, im Reich des Glückes, der Freude und des Friedens. —

5. Jahrgang. Nr. 6. 12. Juni 1919

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule"

Einsendungen an: Gertrud Biroll, Altstätten; Marie Schöbi, Mörschwil; Marie Höfliger, Wollerau.

Inhalt: Das Beste. — Briefwechsel zweier Lehrerinnen. — Das Zeichnen in der Primarschule.

Das Beste.

(Schluß.)

Glaube und Vertrauen also sind die Fundamente, auf denen wir das geistige Gebäude der Erziehung errichten müssen. Ein lebendiger Glaube, ein felsenfestes Vertrauen auf Gottes Vorsehung, auf Gottes gerechte Vergeltung hinieden schon oder doch unfehlbar einst drüben — und mit ihnen die wirksame, alles umfassende Gottes- und Nächstenliebe: das ist das Beste, das wir den Kindern und durch sie dem Volke geben können, das wir geben müssen. Da heißt es Seeleneifer betätigen, am göttlichen Werke mitarbeiten.

Wie aber — wie steht's bei uns selbst damit? Niemand kann geben, was er nicht hat, und besitzt er wenig, so kann er auch spärlich verabreichen. Sind wir selbst recht fest gegründet, recht tief fundamentiert auf dem unerschütterlichen Felsen des Glaubens und Vertrauens? Will nicht oft auch uns geheimes Grauen beschleichen, da die Zukunft sich so dräuend zeigt? Kommt uns nicht beim Klang der Scheideglocke zuweilen fast der leise Wunsch an, es möchte uns gelten, um den Uebeln des Erdenlebens entzogen zu sein?

Wie sagt doch der heilige Dulder Job inmitten seiner furchtbarsten Trübsal: „Auch wenn er mich tötet, will ich auf ihn hoffen." (Job 13,15). David ruft in Todesgefahr begeistert aus: „Wenn ein Heer sich wider mich aufstellt, wird sich nicht fürchten mein Herz; wenn ein Kampf (mit seinen zahlreichen, blutgierigen Feinden) sich wider mich erhebt, werde ich auf ihn vertrauen." (Ps. 26). Das goldene Büchlein der „Nachfolge Christi" läßt die Seele zu ihrem Schöpfer sprechen: „Alle andern suchen nur das Ihrige; du aber suchst nur mein Heil und mein Wachstum im Guten und lenkst mir alles zum Besten. Wenn du mich mancherlei Versuchungen und Widerwärtigkeiten preisgibst, so ordnest du all dieses zu meinem Heile, der du deine Geliebten auf tausendfache Weise zu prüfen pflegst. Und bei diesen Prüfungen bist du ebenso aller Liebe und alles Lobes würdig, als wenn du mich mit himmlischen Tröstungen sättigst." (3. Buch, 59. Kap.)

Glaube, Hoffnung und Liebe sind göttliche Tugenden. In der heiligen Taufe wurden sie uns zugleich mit der heiligmachenden Gnade eingegossen. Im unmündigen Kinde sind sie gleichsam schlafende Keime. Sobald die Vernunft erwacht, beginnen sie sich zu äußern, durch entsprechende Akte und Werke ihr Dasein zu bekunden. Die Wurzel aller Tugenden ist die Liebe, (Ephes. 3,17) jene Liebe, deren Eigenschaften der Apostel im dreizehnten Kapitel des ersten Korintherbriefes in so beredten Worten preist. Sie treibt uns zu den verschiedensten Tugendakten an, verleiht ihnen Glanz und Schönheit und macht sie wertvoll in den Augen des Höchsten. Durch die schwere Sünde geht sie verloren; durch wahre Buße wird sie wieder erweckt.

Glaube, Hoffnung und Liebe sollen in uns wachsen, beständig zunehmen. Es geschieht dies durch Erwecken und Ueben entsprechender Akte und durch Vermehrung der heiligmachenden Gnade. —

Sollte es also bei uns selbst mangeln, sollte unser Glaubensschifflein in der Sturmflut zu versinken, unser Vertrauen zu wanken drohen — wir kennen das Heilmittel hiefür. Die Tugendakte zu erwecken — wir haben schon als Kinder darin Fertigkeit

erlangt. Dazu brauchen wir uns gar nicht einer angelernten Formel zu bedienen: das beste Gebet ist ja immer jenes, das unmittelbar dem Herzen entströmt. — Gelegenheit zur Betätigung eines lebendigen Glaubens, eines unerschütterlichen Hoffens auf Gott, einer lebenskräftigen werktätigen Gottes- und Nächstenliebe bietet sich uns täglich, stündlich — ungesucht, durch nichts herbeigerufen. Lassen wir sie nicht unbenützt vorübergehen, sollte es dabei einen noch so tiefen Schnitt gelten ins eigene lebendige Fleisch. Sie sind Gutscheine für ein still inneres Glück hinieden, für eine strahlende Himmelskrone.

Vermehrung der heiligmachenden Gnade! Wir wissen, wie wir sie erwirken können. Jedes gute Werk, noch so klein, so gering, aus Liebe zu Gott vollbracht, bedeutet ein Wachstum dieser Gotteskraft. Dann die hl. Messe, diese Gnadensonne, dieser Brennpunkt aller religiösen Uebungen, die heilige — wenn möglich die täglich e heilige Kommunion — welch eine Fülle von Gnaden vermitteln sie uns! Die tägliche heilige Kommunion: ein täglich es Ruhen am Herzen des Erlösers, wo Seele und Seele in einander übergehen, in einander sich ergießen. Anima Christi sanctifica me! Das Verlangen nach rückhaltloser Hingabe an das Gottesherz, an seinen heiligsten Willen in allen Schickungen und Fügungen, ein Gefühl des unbedingten Vertrauens, des Geborgenseins in seinem Schutze sind die Edelblüten dieses innigen Verkehrs mit Jesu, die allmählich zu köstlichen Himmelsfrüchten heranreifen.

Warum doch sollten wir noch zagen? Mit seiner ganzen Gotteskraft ist der bei uns eingekehrt, ohne dessen Wissen und Willen kein Sperling vom Dach, kein Haar von unserm Haupte fällt. (Math. 10, 29 u. 30). Könnte auch eine Mutter des eigenen Kindes, so könnte er doch unser nicht vergessen. (Is. 49, 19).

Durch den Genuß des eucharistischen Brotes haben wir uns neu bestärkt im heiligen Gottesglauben, neu begründet in beseligendem Vertrauen, neu entflammt in brennender Liebe Glut. Wir werden nun auch jenen von unserm Reichtum mitteilen, die der göttliche Kinderfreund unsrer Obhut unterstellt hat. Die Liebe drängt uns, die in den Kinderseelen vielleicht noch schlummernden Keime zu wecken. Wir werden sie heranbilden zum himmelstrebenden fruchtschweren Baum, der kein Sturm entwurzeln kann. Zwei Mittel führen uns zum Ziele: Beispiel und Belehrung.

Wir kennen sie, die Macht des Beispiels. Oft genug haben wir uns überzeugt von ihrer zwingenden Gewalt.

Aus dem Jammer und den Sorgen eines kleinmütigen, weil durch Krankheit und Not heimgesuchten Familienkreises kommt das Kind in die Schule. Wie ein Frühreif haben Trübsinn, Angst und Bangen sich auf seinen jugendlichen Frohsinn gelegt. Nun sieht es seine Lehrerin immer gleich ruhig, gleich ergeben, voll Zuversicht und Hoffnung. Mag im Unterricht, in den Zwischenpausen von den Zeitverhältnissen gesprochen werden — kein Wort, auch nicht der Ton ihrer Stimme verrät Angst. Nur inniges, mit Ergebung gepaartes Vertrauen auf den obersten Lenker der Geschicke, der zur rechten Zeit schon eingreifen wird, leuchtet aus ihrer Miene, klingt aus ihren Reden. Wie wohltuend! Welch heilsamen Einfluß übt ein solches Verhalten auf die junge, frühverängstigte Seele!

Vielleicht kommt eine schwergeprüfte Mutter. Ihrem übervollen Herzen macht sie durch vertrauliche Mitteilungen Luft. Da ist es wieder die aus dem Erlöserherzen geschöpfte Liebe, die uns drängt, die uns die rechten Worte eingibt und lindernden Trost uns spenden läßt. Durch unser eigenes Vertrauen werden wir die Mutlose aufrichten, sie neu beleben im Glauben an Gott und sein väterliches, aber für unsern beschränkten Sinn oft unfaßbares Walten. O wie werden sie uns einst danken, diese Seelen, daß sie durch uns den rechten Pfad wieder fanden, daß sie nicht abirrten auf die Wege, die zum Verderben führen! —

Im Unterricht zumal, wie läßt sich da in kluger Belehrung auf die Kinder einzuwirken! In kluger Belehrung! Die Gelegenheit darf nicht erzwungen, gewaltsam herbeigezogen werden. Ein solches Vorgehen würde mehr schaden, als nützen. Der Lehrstoff bietet in seiner Mannigfaltigkeit Anknüpfungspunkte genug. Natürlich meine ich vor allem das Buch der Bücher, die Heilige Schrift der Kinder: die Bibel. Ganz offensichtlich zeigt sich das Walten der göttlichen Vorsehung im Alten Bunde in der Führung des israelitischen Volkes und einzelner seiner hehren Gestalten. Die Erzählungen im Neuen Testament — sind sie nicht fast durchwegs ein Hochgesang auf die Güte und das Erbarmen des Weltheilandes? Und wem? — und warum hat er dieses Erbarmen bewiesen? Fast auf jeder Seite

lesen wir da: „Sei getrost meine Tochter, dein Glaube hat dir geholfen"... „Glaube nur, so wird sie leben"... „Wahrlich, einen solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden"... „O Weib, dein Glaube ist groß"... Gläubiges Vertrauen entführte die reuige Maria von Magdala. Mehr als einmal tadelte der göttliche Meister seine Apostel und Jünger ihres geringen Glaubens wegen. Ist es nicht, als hätte das Vertrauen der Leidenden und ihrer Angehörigen dem Herzen des Gottmenschen Gewalt angetan? — als hätte es dieser Macht einfach nicht widerstehen können? Gott aber bleibt sich ewig gleich.

Jedes Lesebuch enthält Lehrstücke in Poesie und Prosa, die auf den gleichen Ton gestimmt sind. An uns liegt es, ihn klingen zu lassen in vollem, reinem Klang. Ausgewählte Jugendschriften — ich denke an jene von Christoph von Schmid — enthalten ergreifende Beispiele belohnten Gottvertrauens. Lassen wir sie auf unsere Schützlinge einwirken. Wie oft hat Gott unsern Ahnen augenscheinlich geholfen, wenn sie in schwerer Bedrängnis gläubig vertrauend ihn anriefen. Auch an ihnen erwahrte sich bis zur Stunde das Wort des Heiligen Geistes: „Er ruft zu mir, und ich will ihn erhören. Ich will mit ihm sein in der Trübsal; ich will ihn retten und erhöhen. Mit der Fülle der Tage will ich ihn sättigen und ihm zeigen mein Heil." (Ps. 90.)

Das Kind kommt wieder nach Hause. Die Mutter setzt sich mit den Ihrigen zu Tische, mit wunder Seele: denn die Rationen sind, ach, gar so knapp bemessen. Da kann wohl das Kleine als Engel des Trostes sich erweisen: „Mutter, in der Schule haben wir gehört, wie der liebe Jesus gesagt hat: Mich erbarmt des Volkes. Mit wenigen Broten und Fischen hat er selbst die Scharen gesättigt. Zwölf Körbe voll sind noch übrig geblieben. Die Lehrerin hat erklärt, der liebe Gott könne und werde auch jetzt das Wenige segnen, daß es nähre und kräftige wie eine reichliche Mahlzeit, wenn wir nur mit recht großem Vertrauen darum bitten." Oder es lindert den herben Schmerz des Vaters, der gebrochenen Herzens am Sterbelager des grippekranken Sohnes, der Tochter weilt: „Der liebe Heiland hat zu Martha gesagt: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, auch wenn er gestorben ist, und jeder, welcher lebt und an mich glaubt, wird ewig nicht sterben."

Wird da nicht durch Kindermund das schon verglimmende Flämmchen des Glaubens, der Hoffnung neu entfacht? Werden nicht die so schwer Heimgesuchten williger sich beugen unter die Hand, die schlägt und wieder aufrichtet? Ist doch der Tod im Lichte des Glaubens nur ein Uebergang aus den Irrfahrten dieses Lebens in die Heimat, eine Trennung zur ewig glückseligen Vereinigung dort, wo Gott selbst jede Träne abwischen wird von den Augen seiner Heiligen und wo weder Leid sein wird, noch Klage, noch irgend Schmerz.

So sei denn das unser heiliger Vorsatz für das begonnene Schuljahr. Am eucharistischen Gottesherzen wollen wir in uns wachsen und erstarken lassen die Schwestertugenden Glaube, Hoffnung und Liebe. Mit unsrer ganzen Kraft, nach unsrem ganzen Vermögen wollen wir sie hegen und pflegen in den uns anvertrauten Seelen. So geben wir ihnen das einzig wahre Gut: Wir geben ihnen das Beste. J. V.

Briefwechsel zweier Lehrerinnen.

16. Brief. Helena Wild an Agnes Feldmann.

Liebe Agnes!

Immer klarer lernst Du einsehen, daß das Leben an eine Lehrerin manche Frage stellt, deren Beantwortung Klugheit, Zartgefühl und Tapferkeit erheischt. Und die Frage, die Du mir soeben vorlegst, gehört entschieden zu den wichtigeren. Erlaube mir, daß ich den Weihbischof Dr. W. Kramer antworten lasse. In seinem Büchlein: Die christliche Lehrerin, wie sie sein, wirken und beten soll, (Laumann, Münster i. Westfalen) sagt er von der Lehrerin: „Ihr Stand stellt ihr im Genusse der Vergnügungen gewisse Schranken, die sie nicht überschreiten kann, ohne ihr Ansehen und ihre Wirksamkeit zu schädigen. Dahin gehören unbedingt die Tanzlustbarkeiten. Auch Paulina Herber äußert sich in ihrem Büchlein „Beruf der Lehrerin" (Schöningh, Paderborn) gegen das Tanzen der Lehrerinnen. Eine Lehrerin wird auf dem Tanzboden mit ganz besonders scharfen Augen verfolgt, und ehe eine Tagesfrist verstrichen ist, eilt durch die Gemeinde die Botschaft: Unsere Lehrerin hat

mit dem Herrn X am meisten getanzt! Die hält nicht ewig Schule! Die denkt an etwas anderes!

Die Schulkinder aber werden sie von diesem Tag an mit andern Augen ansehen, anders von ihr sprechen. Wer will es ihnen wehren?—

Sei tapfer! Entsage heitern Blickes und frohen Herzens. Das macht Dich nicht kleiner. Nein, das ehrt Dich in den Augen des Volkes und der Schuljugend, und es wird Dir dafür eine innere Ruhe und Befriedigung gegeben werden, wie Du solche niemals auf dem Tanzboden finden würdest.

Sage dies auch Ursula und seid beide freundlich gegrüßt. Es wünscht Euch einen recht gemütlichen Sängerabend

Eure

Helena Wild.

Das Zeichnen in der Primarschule.

Dem Zeichnen wird heute in der Primarschule eine vermehrte Bedeutung zuerkannt und zwar vorab dem skizzierenden Zeichnen.

Eine tüchtige Fachlehrerin für Zeichnen auf der Primarschulstufe schreibt: Nach meiner Anschauung ist es gut, in der gegenwärtigen Zeit die Behandlung des Stufenganges bezüglich der Grundformen zu beschleunigen. Dann wären sämtliche verlangte Formen mit dem 4. und 5. Kurs abgetan, und es könnte gemütlich mit dem Skizzieren begonnen werden.

Für obgenannten Stufengang setze ich keinerlei Talent voraus, sowenig als man beim Schreiben, Lesen etc. ein solches voraussetzt. In dem Sinne, wie in der Primarschule das Skizzieren geübt wird, verliert das Zeichnen ja vollständig den Namen „Kunst", weil keineswegs künstlerische Resultate verlangt werden. Wir bezwecken ja nur das Besprochene durch die Skizze dem Schüler besser einzuprägen oder durch dieselbe das zu Besprechende dem kindlichen Geiste anschaulicher — faßlicher zu machen. Denken wir hier an die Geschichte — Geographie etc. Einige Striche sagen dem Kinde oft mehr, öffnen sein Verständnis für Schwierigkeiten eher als ein ganzer Schwall von Worten, so gut sie auch gewählt zu sein scheinen. Das Skizzieren ist sozusagen eine andere Schrift (Zeichenschrift) zum Unterschied von der Buchstabenschrift. Hier gilt auch das Sprichwort: „Was ma schriebt, das bliebt." Ich mache als Fachlehrerin oft genug zu meiner größten Satisfaktion die Erfahrung, daß die Schülerinnen mit einem gewissen Stolze bei Repetitionen der Klassenlehrerin auf die Frage: „Wißt ihr noch etwas von dem und dem —? einstimmig geantwortet: „Ja, ja, wir haben es ja gezeichnet!" Ich muß gestehen, mit den Skizzen für welches Fach es auch sei, kam ich immer willkommen. Oft ists ein wahres Hallo! Verstehen doch die kleinsten Kinder die Bilderbücher lange bevor sie lesen und schreiben können. Sind sie nicht bald bereit, etwas zu kopieren, wenns auch nicht vollkommen wird. —

Für das malende Zeichnen in den untersten (inkl. 3. Kl.) kann ich kaum einstehen, weil ich zur Genüge die Erfahrung gemacht habe, daß es die spätere Formenbehandlung eher nachteilig beeinflußt. Die Schüler sind noch nicht fähig selbst richtig zu beobachten, und der Lehrer kann kaum verlangen, daß die Kleinen eine Kopie der Dinge zustande bringen, wenn sie von den Formen noch keinen Begriff haben. Daher dann oft diese unwürdigen, karrikierenden Gestalten, statt zielbewußt das erzieherische Moment auch im Unterricht durchzuführen. — Zuerst die Formenbehandlung, dann das die Beobachtung so sehr fördernde skizzierende Zeichnen und gleichzeitig auch das Gedächtniszeichnen, soweit die Zeit es erlaubt. —

Ich möchte allen Lehrern und Lehrerinnen das skizzierende Zeichnen aufs wärmste empfehlen, besonders jenen, welche die Mädchen gänzlich vom Zeichnen ausschließen und so denselben und der eigenen Person manche Freude rauben und auch den Nutzen speziell für die Handarbeit außer acht lassen. —

Wie es auch drohe, erwarte mit leuchtender Stirne das Morgen;
Traue dem helfenden Gott, traue der eigenen Kraft.

Weber: Herbstblätter.

5. Jahrgang. Nr. 7. 17. Juli 1919

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Gertrud Biroll, Altstätten; Marie Schöbi, Mörschwil; Marie Höfliger, Wollerau.

Inhalt: Luise Hensel und „ihr Roman“. — Auch etwas vom „Malenden Zeichnen“. — Wer wagt den Eintritt in den Verein abstinenter Lehrerinnen? — Zum Artikel: Grundsätzliches zur Frage des politischen Frauenstimmrechtes. — Vom Lehramt.

Luise Hensel und „ihr Roman“.

Von Anna Sartory.

Das letztjährige Fest der Unbefleckten hat Erinnerungen aufgeweckt an eine uns allen Nahestehende, an die liebenswürdige Dichterin Luise Hensel, die am 8. Dezember 1818 ihr katholisches Glaubensbekenntnis abgelegt hat und damit in die Kirche Christi eingegangen ist.

Von den vielen Erinnerungen, die mit ihrem Namen sich erheben, sei eine in „Die Lehrerin“ niedergelegt, die Erinnerung an ihr oft erwähntes, vielleicht seltener von unserem Standpunkt aus gewürdigtes Verhältnis zu Clemens Brentano. Und es möge dies geschehen im Hinblick auf unsere Zeit, von der ein Prediger am letzten Karfreitag sagte, daß ihr das Apostolat reiner Seelen in der Welt besonders not tue.

Luise Hensel war vertrauter Gast im Stägemannschen Hause in Berlin, wo auch der berühmte Clemens Brentano verkehrte.

Brentano, gewohnt, der Gefeierte zu sein, den alle anerkennen, hörte als Erstes von der Achtzehneinhalbjährigen das selbständige Urteil über sich: „Wenn er weiter nichts ist als geistreich, kann er dabei noch ein sehr unglücklicher und erbärmlicher Mensch sein.“

Luise weiß, daß er diese Aeußerung gehört hat, bleibt allein von allen Gästen unbefangen und ladet ihn ein, neben sich Platz zu nehmen.

Brentano verliebt sich in Luise. Sein Herz, das in der Kindheit jahrelang gehungert, in der Jugend unverstanden war und im wildernden Roman „Godwi“ seine Irrtümer lohen ließ, sein Herz, das im ersten Ehebund leer geblieben und dem zweiten sich entwand, dieses Herz, abgewandt der Religion seiner Kindheit und doch von unablässigem Heimweh gequält, offenbart sich Luisen, die von Kindheit auf ganze Wahrheit und Klarheit gesucht und in diesem Suchen innerlich schon katholisch geworden ist.

Der Verneinende und die Bejahende legen sich ihre Fragen vor, Brentano, um Ruhe in seine Seele zurückzugewinnen, Luise um über letzte Reste von Zweifeln Aufschluß zu erhalten.

Er rät ihr, „eine einfache luthersche Magd“ zu bleiben, und sie frägt ihn, warum er seine innere Zerrissenheit ihr klage, er sei ja doch Katholik und habe die Beicht.

Und so weit — wenn auch ohne bindendes Gelübde — ist ihr Herz schon dem Herrn zugewandt, daß sie Brentanos Werben mit dem entschiedenen „Vergebens“ ein für allemal zurückweist.

Ihr ist heilig ernst damit, und sie gebietet ihm gleichzeitig, acht Tage lang ihr gänzlich fern zu bleiben. Da er erstmals wieder zu ihr kommt, sind seine vordem schwarzen Locken ergraut.

Ihre bräutliche Treue gegenüber dem Herrn erlaubt ihr schwesterliches Erbarmen mit dem zwanzig Jahre ältern Clemens, den sie in einem spätern Briefe aus innerstem Empfinden „Bruder“ nennt und „Du“.

Und sie geben sich, was Dichtergemüt und -liebe zu geben haben: Lieder.

In diesen sprechen sie sich aus, antworten sie, Luise ruhig und klar — im jahrelangen Wahrheitssuchen und Beten hat sie Einfachheit und Klarheit gefunden, hat sie aber auch erkannt, daß ihr Herz nur Einem, dem Einen gehören kann.

Das gibt ihr die Festigkeit, in der sie den werbenden Brentano von sich halten

konnte und zugleich den ringenden Clemens erheben und aufwärts bringen kann.

Weihnacht 1816, die nach seinem Wunsche ihm wohl die Braut hätte schenken müssen, hatte für ihn alles, was man Kindern bereitet: er durfte Luisen in deren Stübchen seine Gaben reichen und Luise schenkte ihm eine Anzahl ihrer Lieder.

Diese sagten ihm, hätte er's nicht schon gewußt, daß, hätte sie seine Liebe erwidern wollen, wie er's zuerst gemeint, die reinsten und edelsten Saiten ihrer Seelenharfe für immer zerstört gewesen wären.

Was sie zwei Jahre früher so innig und minnig empfunden und in Worte gebunden hatte, das wiederholte sie nun auch ihm und gab ihm so den ihm schon bewußten Bescheid:

„Ach hätt' ich Engelzungen,
Ich hätt' euch wohl gesungen
Das süße, liebe Lied,
Das mir so still und selig
Im jungen Herzen glüht.

Ich weiß ja keine Weisen,
Den Herrn so zu preisen,
Den Vater treu und mild,
Wie meine ganze Seele
Ihm singt und jauchzt und spielt.

Ich muß mein Haupt ihm neigen,
Kann weinen nur und schweigen
In Seligkeit und Schmerz.
Ach Kind, er weiß dein Lieben,
Er sieht dir ja ins Herz."

Und das Lied auf die Liebesschrift, die ihr die köstlichste war, gab sie ihm:

„Immer muß ich wieder lesen
In dem alten heil'gen Buch,
Wie der Herr so gut gewesen,
Ohne List und ohne Trug . . .";

sie schrieb ihm die Worte ab, die sie früher schon gesetzt und in die sie betend nun wohl oft ihn schloß:

„Kranken Herzen sende Ruh,
Naße Augen schließe zu . . ."

Derart war die Weihnachtsgabe, die die junge, nach außen noch unbedeutende Luise Hensel dem berühmten Clemens Brentano bot.

Und er, wie nahm er sie auf? Wie wirkten diese schlichten Lieder auf ihn, der schon in unvergänglichem Dichterruhm sich wußte?

„Der schwer geprüfte, bestandne kindliche Geist, der diese Lieder aus innigster Liebe zum Herrn gesungen hat," — so schrieb er an seinen Bruder Christian — „hat sich meiner wie der Samariter des unter die Räuber Gefallenen, erbarmt, mich aufgerichtet, geduldet, gestärkt und zur Heilung geführt. Diese Lieder haben zuerst die Rinde über meinem Herzen gebrochen, durch sie bin ich in Tränen zerflossen, und so sind sie mir in ihrer Wahrheit und Einfalt das Heiligste geworden, was mir im Leben aus menschlichen Quellen zugeströmt . . ."

Ist unsere Zeit nicht reich an Dürstenden, die an menschlicher Quelle Stillung suchen?

Verlangt vielleicht auch einer von dir, was du dem Einen geweiht?

Mögst du ihn erquicken aus dem Born, der in Luisen lebendig war:

aus der Treue dem Herrn, die für unsere armen Brüder die beste Labung quellen macht, Reinheit, Einfalt und Wahrheit, die erbarmt, aufrichtet, duldet, stärkt und zur Heilung führt.

Auch etwas vom „Malenden Zeichnen".

In Nr. 6 der „Lehrerin" schreibt vermutlich eine Kollegin eine lesenswerte Arbeit über den Wert des Zeichnens in der Volksschule. Insbesondere redet sie einer vermehrten Pflege des skizzierenden Zeichnens das Wort und verlangt zu diesem Zwecke, daß mit dem systematischen Zeichnen früher begonnen werde. Schreiber dies geht mit der Einsenderin einig, insbesondere damit, daß dem skizzierenden Zeichnen in unsern Mittel- und namentlich in den Oberklassen mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden sollte, um so mehr, als die Kinder das Fach sehr gern betreiben und mit Lust und Freude an der Arbeit sind und Auge und Hand, Verstand und Wille dabei geübt und gebildet werden.

Nicht einig gehen aber kann er mit dem Satze: „Für das malende Zeichnen in den untersten Klassen kann ich kaum einstehen, weil ich zur Genüge die Erfahrung gemacht habe, daß es die spätere Formbehandlung eher nachteilig beeinflußt. Die Schüler sind noch nicht fähig, selbst richtig zu beobachten, und der Lehrer kann kaum verlangen, daß die Kleinen eine Kopie

der Dinge zustande bringen, wenn sie von den Formen noch keinen Begriff haben. Daher denn oft diese unwürdigen, karrikierenden Gestalten, statt zielbewußt das erzieherische Moment auch im Unterricht durchzuführen."

Das kann wohl nur schreiben, wer noch nie Zeuge gewesen ist von jener Freude, die eine Klasse durchzieht, wenn es ans mal. Zeichnen geht, sofern es richtig betrieben wird. Alle Kinder zeichnen gern, wenn der Lehrer versteht, auf des Kindes Seelenleben einzugehen.

Es erfüllt aber auch eine schöne und dankbare Aufgabe. Es übt die Hand und schärft das Auge. Es belebt den Unterricht und klärt gar manche Vorstellung. Gegen solche Vorteile mag der erwähnte Nachteil, daß es die spätere Formenbehandlung eher nachteilig beeinflusse, nicht standhalten. Aber wir Erwachsene müssen halt selber umlernen und das kindliche Produkt nicht durch unsere verstaubte Brille anschauen, dafür uns im Geiste in die Lage des Kindes denken. Zeichnen ist ihm Sprache! Was der große Aufsatzschreiber niederschreibt, das legt der kleine Schüler in seine Zeichnungen. Sollen wir ihm diese Ausdrucksmöglichkeit rauben, weil es einige „unwürdige karrikierende Gestalten" absetzt? Sollten wir nicht vielmehr darauf zielen, die Zeichnungen in Form und Inhalt zu verbessern, um so auch das „erzieherische Moment" im Unterricht durchzuführen?

„Dem Kinde fehlt in diesem Alter das richtige Auge für bestimmte Formen". Ja, aber warum muten wir ihm dann 37 Klein- und 35 Großbuchstaben und erst noch 10 Zahlen zu, die doch alle auch eine ganz bestimmte Form haben? Formen, die doch sicher mindestens so schwer sind, als ein drolliges Kätzlein oder ein niedliches Häschen.

Wollen wir den Uebergang vom Elternhaus in die Schule natürlich gestalten, dann dürfen wir das malende Zeichnen nicht wie ein Aschenputtel achtlos auf die Seite stellen. Im Gegenteil! Es muß in den ersten Schuljahren eine dankbare Aufgabe erfüllen und es wird das tun, wenn es richtig an die Hand genommen wird.

Das schreibt einer, der's in jahrelanger Praxis erfahren hat. —i—

Wer wagt den Eintritt in den Verein abstinenter Lehrerinnen?

Fast jeden Tag erhalten wir Nachrichten über Umwälzungen und Neuerungen auf so manchen Gebieten. Und doch können wir nur mit Bangen in die Zukunft blicken, weil uns die neue Zeit so wenig Gutes verspricht.

Vor Jahresfrist war's. Da brachte der Postbote jeder Leserin ein blaues Couvert. Basel zeigte der Poststempel. Was es wohl bergen mochte dieses unscheinbare Ding? All den katol. Lehrerinnen zu Stadt und Land brachte es eine freundliche Einladung zum Beitritt in den neugegründeten Verein abstinenter Lehrerinnen. Die Vereinsstatuten und eine Broschüre: Ein moderner Kreuzzug, waren beigelegt. Welche der lieben Leserinnen hat nicht mit tiefer Ergriffenheit den Inhalt der genannten Schrift in sich aufgenommen?

Viel Zeit ist vorübergeeilt; aber recht wenige Lehrerinnen, kaum zwanzig an der Zahl, haben das Opfer gebracht und sind dem Verein beigetreten. Wo aber sind die vielen, vielen andern Kolleginnen geblieben? Ich will nicht glauben, daß ihnen das Verständnis für das so zeitgemäße Unternehmen mangelt. Aber vielleicht sind es Vorurteile, trügerische und doch liebgewonnene Gewohnheiten oder althergebrachte Trinksitten, die alle einem Beitritt hindernd in den Weg treten. Ich gebe zu, das Ueberwinden genannter Hindernisse würde Opfer, anfangs vielleicht recht schmerzende Opfer, fordern. Aber, welcher kathol. Lehrerin sind Opfer nicht tägliche Seelennahrung?

Die Frauenseele hat ein so zartes Empfinden für das Leid der Mitmenschen. Welches Laster bringt aber die namenlosesten Schmerzen, leiblicher und seelischer Art? Es ist unbestreitbar die Trunksucht. Jeder Kollegin werden im Berufsleben schon solch traurige Bilder von Trinkerelend vor Augen geführt worden sein. Aber warum dann nicht aus Liebe zu dem, der am Kreuze für all diese Vergehen gelitten hat, aus Liebe zur eigenen Seele und zur Rettung der unglücklichen Mitmenschen das Opfer der Enthaltsamkeit auf sich nehmen? Wir

sollten uns auf diesem Gebiete nicht von andersgläubigen Kolleginnen in den Hintergrund drängen lassen. Die Schreiberin dieser Zeilen ist schon einige Jahre Mitglied einer neutralen abstinenten Lehrer- und Lehrerinnensektion, damals bestund unter uns noch kein eigener Verband. Die Arbeit unter all den Mitgliedern ist äußerst rege. Die Motive sind aber rein natürliche. Unter den Kolleginnen der Sektion bin ich die einzig Katholische. Noch bei jeder Jahresversammlung, wenn ich über den Eifer nicht kathol. Lehrerinnen für die Abstinenz wieder habe hören können, hat es mir tief in die Seele geschnitten, daß unsere kathol. Kolleginnen nicht werktätiger für die gute Sache einstehen wollen. — Jetzt soll es aber anders werden. Jede Leserin soll sich den Vorsatz machen, in Zukunft allen Ernstes werktätig für die gute Sache einzustehen. Nur durch völlige Enthaltsamkeit aller geistigen Getränke können wir der genußsüchtigen Lebensweise so unzähliger Menschen wirksam entgegenarbeiten. Es wirkt erhebend, die aufopfernde Liebe einer Krankenschwester zu sehen; abstinente Lehrerinnen sind den Seelen ihrer Umgebung in Wahrheit auch Charitasschwestern.

Wenn Statuten und Anmeldeformular abhanden gekommen sind, so möge man sich gütigst an unsere Zentralpräsidentin: Frl. Maria Flepsen, Lehrerin, Schillerstr. 18 Basel, wenden. Von dort aus wird jederzeit bereitwilligst Auskunft erteilt.

Gott will es, war die Devise so vieler edler Ritter im Mittelalter, als es galt, das hl. Land aus der Knechtschaft der Mohammedaner zu erretten. Gott will es, daß wir gegen die furchtbaren Greuel der Trunksucht kämpfen. Aus Liebe zu ihm, aus Liebe zur Tugend und aus Liebe zu den unsterblichen Seelen wollen wir den Kampf mit vereinten Kräften wagen, dann wird die Zukunft eine glücklichere sein. Je größer die Hindernisse und die Opfer, desto schöner, glänzender wird der Sieg sein.

Th. Sch.

Zum Artikel: Grundsätzliches zur Frage des politischen Frauenstimmrechtes.*)

In wohlmeinender Weise ist in den letzten Nummern der „Lehrerin" gegen das Frauenstimmrecht geschrieben worden. Es gibt aber auch katholische Gelehrte, die das Frauenstimmrecht befürworten. Ich, und mit mir gewiß noch manche Kollegin würden sehr gerne auch noch einen solchen hören. Die „Soziale Wart" (Zeitschrift für kath. Sozialpolitik) schreibt in der Januar-Nummer im Artikel „Das aktive und passive Frauenwahlrecht": „Es ist eine merkwürdige Erscheinung der Geschichte, daß die Frauen gerade in dem Augenblick zur Mitentscheidung eintreten, wo es sich in letzter Linie um den Kampf zweier Weltanschauungen handelt, um Christentum und Sozialismus, die nach einem Worte Bebels sich zueinander verhalten wie Wasser und Feuer."

Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, gewinnt die Frage so sehr an Bedeutung, daß ich es für unbedingt notwendig erachte, daß die Frage auch vom sozialpolitischen Standpunkte aus näher beleuchtet werde. Wenn man zugleich in der letzten Nummer desselben Blattes liest, wie das Frauenstimmrecht, wo es eingeführt ist, wirkt, wird man, das große Ziel im Auge behaltend, manche Bedenken fallen lassen dürfen. Erst wenn man „Für" und „Gegen" gehört hat, wird ein abschließendes Urteil möglich sein.

L.

Vom Lehramt.

Bedenke, daß dein Amt dem eines Königs bezüglich der Wirksamkeit am nächsten kommt; es ist herzerhebend, die Jugend mit so schönen Kenntnissen und mit den Grundsätzen der Religion auszurüsten und dem Vaterlande rechtschaffene und gute Bürger zu bilden.

Erasmus v. Rotterdam an Sapidus, Rektor in Schlettstadt.

*) Wir wollen gerne in dieser Sache auch eine andere Stimme zu Worte kommen lassen, sofern sich eine meldet, um möglichst klare Stellung diesem Problem gegenüber einnehmen zu können. M. H

5. Jahrgang. Nr. 8. 14. August 1919

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Gertrud Biroll, Altstätten; Marie Schöbi, Mörschwil; Marie Höfliger, Wollerau.

Inhalt: Um eine Handvoll Gerste. — Schule und Lektüre. — Vereinsnachrichten.

Um eine Handvoll Gerste.

Sinnend sitzt Rose-Marie am offenen Fenster ihres Lehrerinnenstübchens. Ueber das Buch auf ihrem Schoß huscht ein mutwilliger Sonnenstrahl, huscht hinein zwischen die „Schlichten Geschichten“, und klettert dann übermütig hinauf über Rose-Maries Brust, bis er sich neckisch durch das Gehege ihrer braunen Augenwimpern gestohlen hat. Da bleibt er sitzen. Ganz als ob das sein ihm rechtlich zuerkannter Platz wäre. Es soll ihn einer vertreiben! Er wirds mit jedem aufnehmen. Ueber Rose-Marie ist er Meister. Nicht nur über sie, auch über ihre Schüler, über ihre Schulstube, über alles was mit Rose-Marie zusammenhängt! Und heute ist sein „großer Tag“. Heute war ja Examen. Der lose Sonnenstrahl wagte sich auch hier keck hervor, tanzte dem gestrengen Herrn Inspektor zuerst ganz linkisch über die kalte Hand, wagte sich nachher schon etwas behender an seinen steifen Bart, dessen Härchen dastanden wie eingeschüchterte Rekruten von „bei uns im Reich draußen“. Und von da, wups ein Sprung, so saß der Schlingel gar im Kalender (schlimme Buben nannten ihn Vicekopf) des allmächtigen Schulmagnaten. Was er da machte? Ganz das Gleiche wie die sonnigen Krausköpfe in den Schulbänken, wenn Rose-Marie den Rücken kehrte. Wie behext fuhr er über die vielen eckigen Buchstaben hin, die so breit und bolzig Rose-Maries Schulführung bekritelten und warf sie alle zum schwarzen Buch, zum „Vicekopf“ hinaus. Ha, ha, er wußte ja, daß er die Meisterschaft ganz meisterhaft führte. Was Wunder daß er nach solcher Arbeit in Rose-Maries braunem Augenpaar ein Ruhestündchen halten will, der Schalk, der Mutwillige! Warum nur Rose-Marie ihn heut nicht sitzen läßt? Heute, am „großen Tag“! Was wohl schuld ist? Vielleicht der Toni mit seiner gar zu komischen Antwort? Oder das Seppeli mit seinem dünnen Stimmchen, das beim Singen fast einen halben Meter übers ganze Notensystem hinaus quitschte? Dummes Zeug, das gehörte doch zum Geschäft. Und ob er sich auch räusperte und wehrte der bärtige Herr Inspektor mußte am Schluß doch zufrieden sein. Der Sonnenstrahl wird gwunderig. Er möchte hinabsteigen in Rose-Maries Seele und sich da die Ordnung, nein Unordnung ansehen. Jawohl, Unordnung muß da drunten herrschen. Denn an seinem ihm rechtlich zuerkannten Platz sitzt eine griesgrämige giftige Spinne, die Verzagtheit. Ueberhaupt liegt alles kreuz und quer, über- und untereinander. Der kecke Sonnenstrahl läßt sich nicht in die Büsche schlagen. Er wird sein Reich zurückerobern. Heimlich, wie ein erfahrener Stratege setzt er sich in die äußersten Augenwinkel auf die Lauer. Die klaren Fensterlein lassen ihn hinabschauen ins Seelenkämmerlein. Rose-Marie liest, liest immer das gleiche einfältige Sätzlein, die wenigen kleinen Worte. Und wenn sie aufschaut, sogar wenn sie die Augen schließt liest sie doch: Um eine Handvoll Gerste. Wer hat es gesagt? Der Bündner Mathias Sgier. Zu wem? Nun, zu einer ganzen Gemeinde. Wer aber hats verstanden? Nur einer, Nikolaus Maissen. So erzählt Carnot in seinen „Schlichten Geschichten“. Warum das freie offene Bibelwort des Propheten Ezechiel sie so aufregt? „Sie verlassen um eine Handvoll Gerste den Herrn und seine Sache.“ So spricht er. Ihr ist, der schlichte einfache Benediktinermönch P. Maurus stehe vor ihr mit seinem gütigen

Lächeln, seinem sonnig warmen Blick. Mit ihm fängt sie nochmals an zu examinieren. „Um eine Handvoll Gerste" — das soll der Prüfungsstein sein. Woche um Woche des vergangenen Schuljahres zieht an Rose-Maries Seele vorbei wie eine Prozession. Wie manchmal hat sie bloß gearbeitet mit ihren Kleinen, damit ihre Schule glänzend dastehe. Wie oft, nein nicht wie oft, nur dies und jenes mal hat sie gedrillt, damit der Examentag zu einem Ehrentag werde. — Um eine Handvoll Gerste! — Du Närrin, schalt jetzt der vorwitzige Sonnenstrahl im Augenwinkel, um eine Handvoll Gerste zu kriegen brauchst jetzt eine Karte. Wo hast sie? Wo die Gerste? Nix hast gekriegt, gar nix, nicht einmal eine Handvoll Gerste. Rose-Marie läßt ihn spotten, den Schalk, sie muß weiter sinnen, weiter prüfen. Hat sie nicht manchmal das weniger Gute gewählt, die Steine, nur weils die Leute, das Gesetz so haben wollten? Und ihre Kinder bettelten doch um Brot. — Wieder — um eine Handvoll Gerste, um ein wenig eitle lumpige Ehre.

Rose-Maries Prüfung ist zu Ende. Sie weiß wieder Bescheid in ihrem Seelenkämmerlein. Und gar so schlimm wirds doch nicht sein, denn das gütige Lächeln spielt noch um des prüfenden Benediktiners Mund; der sonnig warme Blick ruht noch auf ihr. Rose-Marie schaut auf zu ihm. Das nächste Jahr, lieber Dichter, geht's nicht um eine Handvoll Gerste. Das nächste Jahr geht's einzig und allein um des lieben, göttlichen Kinderfreundes willen. Bist du's zufrieden, lieber Lehrer? — Während sie mit ihrem stillen Freund stille Zwiesprache hält, ist der nimmer ruhige Sonnenstrahl schon aus seinem Versteck hervor ans Fensterchen gerutscht. Jetzt weiß auch er Bescheid. Er weiß, daß er das Regiment weiter führt. Drum schaut Rose-Marie heiter wie ein lachender Maitag in die Welt, ins neue Schuljahr. Der Sonnenstrahl, der Kobold, ist dran schuld. Wie heißt er wohl, dieser kecke muntere Gesell? Gescheite Bücher nennen ihn Humor. **Wachtel am Lindenberg.**

Schule und Lektüre.

Nachmittag ist's, kurz vor Beginn des Unterrichts. Einige der größern Mädchen umstehen mich, fragend nach dem und jenem. Da tritt eine hochaufgeschossene Schülerin herzu, eine mutterlose Waise. In der Hand hält sie ein ziemlich umfangreiches Heft mit braunem Umschlag. Gewohnheitsmäßig greife ich darnach. „Der Uhrmacher vom Lac de Joux", so lautet der Titel. Oben stehen in einem Kreis die Worte: „Verein für Verbreitung guter Schriften, Basel." Also nichts Gefährliches! Schon will ich den Band zurückgeben; da fällt mein Blick auf das Wort „Roman". „Du, gelt, das überläßt du eine Weile mir: Ich möchte es auch ansehen." — „Aber, bitte . . . Frau H. hat es meiner Schwester Helena (fünfzehn Jahre alt!) zum Lesen gegeben. Ich dürfe es auch haben". . .

In den ersten freien Augenblicken durchblättre ich den literarischen Schatz. Bald habe ich's heraus: Eine überspannte Liebesaffäre ist's vom Anfang bis zum Ende. Die „Heldin" hat mindestens drei Anbeter; jeden begünstigt sie scheinbar; mit jedem unterhält sie mündlichen oder schriftlichen Verkehr, selbst dem ausdrücklichen Verbote des Vaters zum Trotz. Nach vielen schwülen, breit geschilderten Liebesszenen nimmt die Geschichte ein blutig-tragisches Ende. Einer der Bewerber wird ermordet. —

Und das soll Geistesnahrung sein für ein dreizehnjähriges Kind? Und ernstdenkende Frauen können solchen Schund verabreichen an Mädchen in einem Alter, da die schlimmen Neigungen und Triebe zu erwachen und sich allseitig zu entfalten beginnen? Das aber ist nur ein Fall aus vielen.

Schon viel, sehr viel wurde gesprochen und geschrieben über die Lektüre unserer Jugend. Fast kommt es mir vor, als habe ich mich an ein abgedroschenes Thema gemacht. Und doch! Nie und nimmer können wir wachsam genug sein. Denn der Feind geht herum wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge. Lesen ist ein mächtiges Bildungsmittel; wir alle wissen das. Viel-Leser sind gewandt im mündlichen und schriftlichen Gedankenausdruck. Die Korrektur ihrer Hefte gibt wenig Arbeit, schafft aber manche angenehme Ueberraschung. Wir staunen ob ihres Wörterschatzes und Gedankenreichtums. Zunächst sind es nur geweckteren Kinder, die stets nach neuer geistiger Kost verlangen. O daß sie nicht zugleich mit dem Blumenduft das Gift einsögen!

Das zu verhüten ist erste Pflicht des Elternhauses. Suchen wir doch jede Mutter, so viel sich uns Gelegenheit dazu bietet, über das Gefährliche des Zuviellesens, des Lesens namentlich auch in die Nacht hinein aufzuklären, sie zu bewegen ihr Kind zu gewöhnen, ihr jedes Buch erst zu zeigen, hin und wieder heimlich seine Schultasche — wir tun's ja auch — seine Schränke und Kästen zu durchsuchen, beim Zusammensein mit einer Freundin zu einer Zeit unvermittelt ins Zimmer zu treten, da die beiden es am wenigsten erwarten. Viel, viel kann auf solche Weise verhütet werden.

Aber ach, viele Mütter haben kein Verständnis dafür, sind gleichgültig oder es gebricht ihnen an der nötigen Zeit. Frau N. ist doch eine rechtschaffene Person; ihr kann ich trauen (obiges Beispiel) oder das Kind hat sein Buch in der Volksbibliothek geholt; da bekommt es nichts Böses. Böses? Nein, das nicht, aber vielleicht etwas für diese Altersstufe ganz Unpassendes. Leider ist in den Volksbüchereien die Abteilung für die Schuljugend nicht überall ausgeschieden. Der Bibliothekar hat wenig Zeit zur Verfügung: Er läßt die Kinder selbst wählen, was und so viel sie wollen. In einer Woche drei, vier Bücher „verschlingen", Novellen, Romane, alles durcheinander — das kann nicht vom Guten sein. Werke von Ernst Zahn, Hauf, Heer usw., sogar die Romane von Vollanden gehören nicht in die Hände junger Leute. Letzterer strebt zwar ein edles Ziel an; doch die feine Tendenz, die ihnen zu Grunde liegt, wird nur von gereiften Charakteren erfaßt. Andere bleiben am Grobsinnlichen hängen. Auch einige Werke von P. Spillmann („Tapfer und treu", „Um das Leben einer Königin", „Der schwarze Schumacher",) möchte ich von Schulkindern lieber noch nicht gelesen wissen, obschon sie der Feder eines Jesuiten entstammen und ihres geschichtlichen Hintergrundes wegen sehr belehrend wirken. Von den Indianergeschichten, die immer wieder junge Köpfe berücken, von der Schundware, die im Kleide eines billigen Heftchens mit farbigem Titelbild erscheint, will ich schweigen. Wir alle wissen genug davon.

(Schluß folgt.)

Vereinsnachrichten.

Revision der Statuten des Vereins kathol. Lehrerinnen der Schweiz.

An unserer Jahresversammlung vom 3. Oktober werden folgende Punkte einer Besprechung unterzogen:

§ II.

3) Der Tod eines Mitgliedes soll anders, als bisher, angezeigt werden.

4) und 5) Die Hülfskasse soll erwähnt, ev. einzelne Bestimmungen über Aeufnung und Benützung derselben gegeben werden.

6) kommt in Frage.

7) Vereinsorgan ist nunmehr die „Lehrerin" ev. „Schweizer-Schule". Der Verein hat eine eigene Bibliothek, deren Benützung jedem Mitglied frei zur Verfügung steht.

§ III.

Wer Mitglied der Kranken- oder Alterskasse ist, muß wenigstens als Passivmitglied im Verein bleiben.

§ IV.

Die Aufnahme geschieht 4 mal jährlich. — Anmeldungen sind an die Zentralpräsidentin zu richten.

§ VII.

5) Zu einer Sitzung des Vorstandes werden auch die Sektionsvorstände eingeladen.

§ VIII.

3) Die Verhandlungen der Sektionen werden in der „Lehrerin" veröffentlicht.

4) Die Sektionsvorstände sollen in der Regel nicht auch dem Zentralvorstand angehören.

§ IX.

1) Die Leitung der Generalversammlung ist dem Komitee überlassen.

§ X.

Der Beitrag für Lehrerinnen ist auf 4 Fr. zu erhöhen, der für Arbeitslehrerinnen bleibt. Passivmitglieder zahlen jährlich 1 Fr. Schlußsatz stimmt nicht mehr.

* * *

Sektion Basel. Nach einjährigem Unterbruch konnte am 16. Juni unsere übliche Zusammenkunft stattfinden. Eine bescheidene Mitgliederzahl fand sich im traulichen Baselbieter Dorf Aesch ein. Eine ehrw.

Schwester hielt in verdankenswerter Weise eine anregende Lehrübung mit den Kleinen und führte uns damit ein in die Arbeitsschule auf der Vorstufe. Eine reichhaltige Ausstellung von Lehrmitteln und Arbeitsmaterial ergänzte das Gebotene. Die nachfolgende Diskussion war so ausgiebig, daß das vorgesehene Referat auf die Herbstkonferenz verschoben werden mußte.

St. Gallus, 26. Juli . . . „21. Konferenz in St. Katharina in Wil" berichtete die Kommission und stellte reiche, geistige Anregung in Aussicht. Wer möchte freiwillig wegbleiben, der schon einmal in Wil mittagte.

Im Eröffnungswort begrüßte die Präsidentin alle Anwesenden und gab einen Ueberblick über Licht und Schatten, Arbeit und Erfolg im letztverflossenen Vereinsjahr. Es ging vorwärts und wir freuen uns dessen. Der Abwicklung der statuarischen Geschäfte folgte das Referat von hochw. Herrn Kanonikus Dr. Scheiwiller über „Die Lehrerin und die soziale Frage". Die Lösung der sozialen Frage verlangt von uns 1. soziales Wissen, 2. soziales Empfinden und 3. soziales Tun. Klar und kurz werden die drei Gedanken ausgeführt. Studium des Katechismus und der Enzyklika „Rerum novarum" von Leo XIII. sowie des täglich uns umflutenden Lebens begründen das soziale Wissen; es, der Kampf im eigenen Innern gegen alle Selbstsucht und Liebe und Gerechtigkeit gegen die Mitmenschen wecken soziales Empfinden. Dieses drängt zur sozialen Tat. Unser erstes Gebiet für dieselbe ist unser blühende Verein. Zusammenschluß ist soziale Notwendigkeit. Liebe und Opfersinn müssen seine Stützen sein. Kranken- und Alterskasse, Sektionskasse und neuestens unsere Verlosung warten unserer raschen Tat. In der Schule ist uns ein zweites, weites Feld für soziale Taten offen. Und neue große Fragen, eine Menge von Aufgaben stehen wartend in der Ferne, das Frauenstimmrecht will deren Lösung uns zur Pflicht machen. Bereits ist die soziale Emanzipation zur Wahrheit geworden, dadurch, daß die Frau, das Mädchen hinaus muß in den Kampf des Lebens. Das Frauenstimmrecht wird als Produkt der modernen Zeitverhältnisse mit Naturnotwendigkeit auch in unserm Vaterlande sich seinen Platz erobern. Vorerst tun wir gut, zu prüfen, abzuwarten, stets uns zu orientieren und aufklären zu lassen, damit sein Kommen uns bereit finde. Gerne wird auch die „Lehrerin" wieder ihre Spalten öffnen, wenn von kompetenter Seite ihren Leserinnen Aufklärung geboten wird; denn das Geschenk aktiven und passiven Wahlrechtes ist so groß und verantwortungsvoll, daß man es wohl kennen lernen darf, noch bevor es uns zu teil wird.

Dem Mittagessen folgte ein Lichtbildervortrag „Das Kruzifix" von hochw. Herrn Dr. P. Ignaz Heß, St. Katharina, Wil. Es war ein Stündchen stillen Schauens und Betrachtens, geistigen Wanderns durch viele Jahrhunderte, in denen Künstler in dankbarer Liebe und Hingebung des Welterlösers Leidensbild nachzubilden sich mühten. Kurze Erläuterungen führten trefflich in das Thema ein. Dem hochverehrten Darbieter von Herzen Dank.

Die Umfrage umfaßte: Wahl einer Staniolsammlerin im Osten — es beliebte Frl. Anna Schubiger, Mosnang — und Mitteilungen über den Stand der Revision der Pensionskasse. Der hochw. Ehrenpräses, Herr Prof. Dr. Senti dankte in packendem Schlußwort der lieben, umsichtigen Präsidentin für alle Opfer, Mühen und Arbeit. Ihr vor allem verdanken wir so manchen schönen Fortschritt. Das Resultat unserer Gehaltsbestrebungen, eine bedeutende finanzielle Besserstellung soll unserm Idealismus solider Boden sein. Wer nichts hat, kann nichts geben. „Echt solidarisch — mit Vertrauen und Liebe gegen alle und katholisch von innen heraus." Mit dieser Ermunterung schloß diese bestgelungene Tagung und wird sicher in allen nur das eine Bedauern wach erhalten haben: Und nun geht's wieder ein ganzes Jahr! M. S.

NB. Die Berichterstatterin ersucht die Sektionen gerne, von ihrem Arbeiten und Erstreben auch wieder hören zu lassen. Den Reigen der Berichte hat nun St. Gallus eröffnet.

Krankenkasse des Vereins kath. Lehrerinnen der Schweiz.

Präsidentin: A. Hürlimann, Lehrerin, Rorschach.
Kassierin: B. Lenherr, Lehrerin, Marienheim, St. Gallen.

Invaliditäts- und Alterskasse des Vereins kath. Lehrerinnen.

Präsidentin: L. Obrist, Lehrerin, Baden.
Kassierin: K. Frey, Lehrerin, Muri, Aargau.

5. Jahrgang. Nr. 9. 11. Sept. 1919.

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Gertrud Biroll, Altstätten; Marie Schöbi, Mörschwil; Marie Höfliger, Wollerau.

Inhalt: Schule u. Lektüre. — Der Kosak. — Märchen in der Volksschule. — Vereinsnachrichten.

Schule und Lektüre.

(Schluß.)

Wie viele ethische Werte raubt die ungeordnete Leselust der Kinderseele! Dahin ist sie, die liebliche Kindlichkeit; jener Reiz der Unschuld und Anmut, der uns immer wieder zu unsern Schützlingen hinzieht, das naive, natürliche Sichgeben und Betätigen — sie sind verschwunden auf immer. Solche Leutchen werden altklug, frühreif, blasiert. Konnte mir doch letzthin eine dreizehnjährige bemerken: „Die Geschichten von Christoph von Schmid sind zum Erbrechen langweilig.“ Der Ausspruch läßt tief blicken. — Sie sind zerstreut im Unterricht, verlieren den Geschmack an jeder religiösen Uebung; sie leben sich ganz in den Ideenkreis hinein, von dem sie angefüllt sind; in Handel und Wandel möchten sie es ihrem „Helden“ gleich tun und . . das Ende vom Liede kennen wir.

Darum noch einmal: Suchen wir bei jeder Gelegenheit auf die Mutter einzuwirken, sie zu eifrigster Wachsamkeit anzuspornen, sie von der Größe ihrer Pflicht, von der Schwere ihrer Verantwortlichkeit zu überzeugen. Gehen wir ihnen gerne mit Rat und Tat an die Hand. Machen wir sie aufmerksam auf die hübschen Erzählungen, welche in den grünen Heftchen „Nimm und lies!“ erscheinen, die ja eigens die Aufgabe haben, den billigen und doch viel zu teuren Schund zu verdrängen. An Jugendschriften edelster Art herrscht nicht Mangel. Dreimal jährlich erhalten wir einen Bücherkatalog. Bitte, ihn nicht achtlos zu Seite legen! Er bietet reichen Stoff zur Auswahl für jede Altersstufe.

Brave, unverdorbene Mädchen werden von sich aus gerne bei der Lehrerin sich Rat holen, zumal wenn sie bei ihr Verständnis und liebendes Entgegenkommen finden. Sie wird sie anleiten, auf die rechte Art und Weise zu lesen, um Nutzen daraus zu ziehen. Durch sie werden sie belehrt über das Gefährliche einer ziel- und wahllosen Lektüre. Lassen wir sie hin und wieder über den Inhalt eines Buches uns Rechenschaft ablegen. Die Verwendung einer längern Erzählung als Lesestoff im Deutschunterricht der sechsten und siebten Klasse kann mächtig dazu beitragen, in den Schülerinnen die Liebe und Begeisterung jür edle Lektüre zu wecken. Gelingt es uns, sie auf diesem Gebiete gleichsam in unsre Hand zu bekommen — o dann haben wir viel, sehr viel erreicht.

Freilich stellt das auch wieder seine Anforderungen an uns. Es heißt mit Geduld und Liebe dem Bittsteller gegenüber sich wappnen, wenn unsere Zeit knapp bemessen ist, wenn ganze Berge von Korrekturen ihrer Erledigung harren, wenn der Kopf schmerzt und die Augen brennen. Bücher lesen eigens deswegen, um heranwachsenden Töchtern recht raten zu können, um sie so vor Entgleisung zu bewahren — gewiß, es ist ein großes gutes Werk. Lassen wir uns die Mühe nicht gereuen: Das Ziel ist ein edles, der Zweck ein heiliger. Wenn wir dadurch nur eine einzige Seele vom Rande des Abgrundes zurückhalten können, wahrlich, der Lohn würde alle Opfer tausendfach aufwägen. Zudem sind wir es, die aus all dem den größten Nutzen ziehen. Wir werden vor allem unsern eigenen Geschmack bilden und mit ihm den jener, auf die wir Einfluß üben, so daß alles Gemeine und Niedrige uns und ihnen zum Ekel wird . . . wir werden unsere Kenntnisse erweitern, an unserer eigenen Fortbildung arbeiten.

Verschmähen wir es auch nicht, hin und wieder eine Kindergeschichte zu lesen. Für uns Lehrerinnen haben sie entschieden

großen psychologischen Wert. Wie lernen wir uns da wieder ins Anschauen, Fühlen und Wollen der Kleinen hineindenken! Ist doch das die beste Meisterin, die sich der Fassungskraft ihrer Zöglinge am treffendsten anpassen kann. Und wenn das Kind sieht, wie auch seine Lehrerin von „Jutta, dem Ritterkind“ oder vom „Geißhirten vom Gotthard“ etwas weiß, oder wie sie Mitleid hat mit dem armen Heinrich von Eichenfels in der dumpfen Räuberhöhle, wie sie die gute Rosa von Tannenburg lobt, die so für ihren gefangenen Vater sich abmüht, wie geht ihm da das Herzchen auf, wie ist es ihr mit größter Liebe und Anhänglichkeit zugetan! Sieht es doch, wie sie für alles sich interessiert, was sein eigenes Sinnen und Denken erfüllt. —

Frisch voran also! Keine Mühe gescheut, vor keinem Opferchen zurückgeschreckt! Es ist ein apostolisches Werk. Ja, ich wage zu behaupten, daß dies unser Wirken dem des Seelsorgers in Unterricht und Predigt nicht nachsteht. Was nützt die trefflichste Saat, wenn sie nicht aufgehen kann, wenn sie unter Dorngestrüpp und Disteln ersticken muß? Und sollten da und dort Schwierigkeiten sich uns bieten, sollte hin und wieder ein energischer Eingriff nötig sein, unser ehrliches Streben von „aufgeklärten“ Eltern vielleicht als Duckmäuserei und weiß ich was belächelt werden — lassen wir uns dadurch nicht beirren: Es gibt einen allwissenden Gott. Der hat uns diese Seelen anvertraut. In unsere Hand hat er große Gewalt über sie gelegt. Er wird uns darüber einst zur Rechenschaft ziehen und wir — wir wollen bestehen im gerechten Gerichte vor dem, der Herzen und Nieren erforscht.

J. V.

Der Kosak.

Nach dem Appenzeller Lesebuch der 7. Klasse.

Vorbemerkung. Das Gedicht kommt zur Behandlung, nachdem in der Schweizergeschichte der Untergang der alten Eidgenossenschaft und die sich daraus ergebenden Revolutionskriege besprochen worden sind.

Vorbereitung: Kurzer Rückblick auf die erwähnten Ereignisse. Warum erfolgte der Fall des alten Bern? Was für eine Verfassung erhielt die Schweiz? Wozu wurde sie hierdurch herabgewürdigt? Welche Kantone verweigerten deren Annahme? Folgen? Warum wurde die Schweiz Tummelplatz fremder Heere? Welche Kriegsvölker verwüsteten unser Land? Wo liegt Frankreich? wo Rußland? (Karte vor!) Kurze Erwähnung des Zuges Suworoffs über die Alpen. Vor welchem Volke würdet ihr euch am meisten gefürchtet haben, wenn wir damals gelebt hätten? Warum vor den Russen? Sie gelten als rohe, unzivilisierte, ja halbwilde Menschen. Welche von den russischen Soldaten flößten uns die größte Furcht ein? Die Reiter, die Kosaken, die man für noch unmenschlicher hält als alle andern.

Zielangabe: Und doch ist es gerade so ein Kosak, der uns ein erhebendes Beispiel heldenmütiger Feindesliebe gibt und den wir darum hierin zum Vorbild erwählen wollen.

Darbietung: Ein heißes Gefecht hatte beim Zuge der Russen über die Alpen stattgefunden. Wo? — An der Schöllenen. Die Russen waren Sieger geblieben. Nun hielten sie kurze Rast. Wozu wohl? — Abkochen, Verbinden und Verpflegen der Verwundeten. — Da vernahmen sie ein herzzerreißendes Aechzen und Stöhnen. Es kam aus einem nahen Abgrunde. Gewiß war in der Hitze des Kampfes ein Gefährte da abgestürzt und verunglückt. Einer der Soldaten schickte sich sofort an, ihn zu retten. Aber — was glaubt ihr — was fand er tief drunten im Schlamm? Ein Franzose war's, kein Russe? Und nun? Hat er ihn liegen, elend zu grunde gehen lassen? Nein. Mit unsäglicher Mühe trug er ihn herauf ans Lagerfeuer. Was hat er geübt? Großmut, Feindesliebe.

Doch nicht genug. Der rauhe Russe suchte den Ohnmächtigen wieder zu beleben. Welche Mittel mag er hiezu angewendet haben? — Er flößte ihm stärkenden Wein ein. Dann beugt er sich nieder, um ihm das Gesicht von Blut, Schmutz und Kot zu reinigen. — Da — welch seltsame Veränderung in seinen Zügen, in seinem ganzen Wesen. Der da vor ihm liegt, den er gerettet, er ist — der Mörder seines einzigen heißgeliebten Bruders! Was mag er nun getan haben? — Zum Schwerte gegriffen. Ja, und seine Kameraden, welche den tiefen Schmerz ihres Gefährten um den jedenfalls gemeuchelten Bruder kannten, erfaßten sogleich den Sachvrrhalt. Auch sie sprangen auf und zuckten racheschnaubend die Todeswaffe gegen den elenden Mörder. Schon

wollten sie auf ihn losstürzen. Jetzt — was geschah! Im entscheidenden Augenblick wirft sich der Russe, der das Rettungswerk vollbracht, zwischen seine Kampfgenossen und den Franken. Er ist bereit sein eigenes Leben für das des Todfeindes einzusetzen, mit seinem eigenen Körper die Todesstreiche aufzufangen. „Haltet," ruft er den Seinen zu. „Sind wir nicht Christen? Ist es nicht unsere Pflicht, auch die Feinde zu lieben?"

Wiedergabe — Vorlesen — dann Lesen der zwei ersten Strophen.

Behandlung: 1. Wohin versetzt uns dieses Gedicht? Woraus läßt sich schließen, daß gerade das Gefecht an der Schöllenen gemeint ist? Es heißt: „Vom Blute schäumten Bach und Strom so rot." — Was für ein Bach? Göschenenreuß. Vielleicht auch ein Gebirgsbach. — Welcher Strom? Die Reuß. — Aber die ist doch kein Strom? Sie wird so genannt, weil sie hier so wild fließt. — Unterschied zwischen Fluß und Strom? Warum flossen sie rot vom Blute? Heftigkeit des Kampfes. Die Franzosen hatten die Brücke zerstört. Die Russen waren genötigt, unter dem beständigen Kanonenfeuer ihrer Feinde das eine steile Ufer hinab und das andre hinauf zu klettern. Daher die vielen Verwundeten und Toten. Was heißt „heiße Not"? Schwere furchtbare Bedrängnis. Warum waren sie sterbensmüde? Sie hatten anstrengende Märsche über die Berge verbunden mit beständigen Kämpfen hinter sich; dann noch die Ermüdung durch das Gefecht, der Schmerz der Wunden, der Blutverlust. Wie suchten sie die schwindenden Kräfte neuzubeleben. Sie zündeten ein Feuer an und bereiten sich das Abendessen. — Nehmen wir jetzt an, ihr seid alle Maler; ihr wollt den Inhalt dieser beiden ersten Strophen in einem Bilde darstellen. Wie würdet ihr es wohl betiteln? Am Lagerfeuer. (Merkwort an die Wandtafel.) Und was wäre auf eurem Bilde zu sehen? Im Vordergrund einen ziemlich ebenen Platz, von schroffen Felswänden begrenzt. Allerlei niedres Gestrüpp und spärliche Grasbestände. Ein loderndes Feuer. Darüber ein an einem in den seitlich stehenden Felsen eingerammten Hacken hängender Kessel, dem wirbelnde Dampfsäulen entsteigen. Rings im Kreis liegend, sitzend oder stehend Gruppen von Soldaten. Sie essen, plaudern, verbinden sich gegenseitig die Wunden. Einer hält sich sinnend einwenig abseits. Sein Antlitz zeigt tiefe Trauer. In der Nähe einen gähnenden Abgrund. Allerlei Waffen, Tornister und andere Geräte liegen in malerischer Unordnung herum. Im Hintergrund gewaltige Gebirgsmassen mit und ohne Gletscher, alles in die Purpurglut der scheidenden Sonne getaucht. Unten die wildschäumende Reuß mit milchweißem, zerstiebendem Gischt.

2. Wir lesen die zwei folgenden Strophen. Warum wird der Abgrund ein finstres Grab genannt? Er ist sehr tief und eng, auf beiden Seiten von himmelanstrebenden Felsen überhangen, beschattet; darum ist's finster da wie im Grabe. — Warum: „steilen Schlund"? Die gleiche Bedeutung wie finstres Grab. — Was harrte des Russen beim Hinunterkommen? Eine arge Enttäuschung. An einen Franzosen hatte er wohl nicht gedacht. — Wie vollzog sich die Rettung? Unter unsäglichen Beschwerden. — Was läßt darauf schließen? Es heißt im Gedicht „Und klimmt mit ihm" . . . . Was würdet ihr auf diesem zweiten Bilde darstellen? — Im Vordergrund wäre die Schlucht zu sehen mit fast bodenloser, nachtschwarzer Tiefe. An den Halden da und dort eine verkümmerte Zwergföhre. Auf halbem Wege erblicken wir den Retter in Schweiß gebadet. Sein linker Arm umschlingt den Verunglückten; mit der Rechten sucht er sich mühsam emporzuarbeiten. In seinen Zügen malt sich Enttäuschung, Mißmut und doch wieder mannhafte Entschlossenheit. Die Gefährten umstehen lebhaft sprechend und rufend den Rand des Abgrundes. Der Ausdruck der Gesichter verkündet die verschiedensten Gefühle und Seelenstimmungen. Die Umgebung ist die gleiche, nur einwenig seitlich verschoben. — Der Titel dieses Bildes? Die Rettung. (Merkwort.)

3. Lesen der 5. Strophe. Wir haben noch etwas von der vierten Strophe nachzuholen: Wie verhielt sich der Russe nach der Rettung dem Franken gegenüber? Er führte sein Werk zu Ende durch dessen Wiederbelebung und Pflege. — Warum entsetzte er sich, als er den Mörder seines Bruders erkannte? Er war aufs höchste überrascht. Wahrscheinlich stieg auch das Bild des geliebten Bruders vor ihm auf, vielleicht gerade so, wie er die Todeswunde erhielt. Dann gedachte er der unsäglichen Mühen, die er zur Rettung dieses Mannes unter äußerster Gefahr für das eigene Leben auf sich genommen hatte. — Worauf lassen die Worte: „Der um Schonung fleht"

schließen? Er wurde nicht in offener Schlacht, im ehrlichen Kampfe, wohl aber meuchlings getötet. — Wie war das möglich? — Die Russen rasteten wiederholt auf ihrem beschwerlichen Zuge. Da mag dieser Soldat sich ein wenig von den Seinen entfernt haben, vielleicht um ein Wild zu erjagen, und wurde dann überfallen. Oder er fiel schwerverwundet im Kampfe, wurde vom Franzosen aufgefunden, der ihn erstach statt ihm seine Pflege zu widmen. — Wie konnte aber der Bruder den Mörder wieder erkennen? Er muß dem armen Opfer nahe gewesen sein, als das Verbrechen geschah. Vielleicht wollte er ihm zu Hilfe eilen. Jedenfalls hat er sich die Gesichtszüge des Gegners tief eingeprägt. — Warum steht der jetzt zitternd vor ihm? Er hat sich so weit erholt, daß er sich erheben konnte. Jetzt wird auch er sich seiner Lage bewußt. So harrt er der gerechten Vergeltung. — Wie würdet ihr dieses Bild ausführen? Die Szenerie ist gleich wie beim ersten. Neben dem Feuer ein Lager aus Decken und Mänteln gebildet. Ein Gefäß mit blutiggefärbtem Wasser mit einem Linnenstück oder Schwamm. Eine Weinflasche; etwas Verbandzeug. Der Verwundete steht, das Haupt verbunden, einen Verband am Arm oder Bein, im Antlitz Todesblässe und Todesangst in den Zügen. Der Russe in vorgebeugter Haltung ihm gegenüber mit stierem Blick und halbgeöffnetem Munde, flammmende Wut, verzehrende Rachsucht im Gesichte, die eine Hand wie in Entsetzen und Abscheu abwehrend in der Luft, die andre umspannt krampfhaft den Säbel. Die übrigen umstehen die beiden gruppenweise, die einen noch nichts ahnend mit dem Ausdruck der Neugier in Blick und Haltung, die andern in plötzlichem Verstehen und Erfassen in jäh erglühtem Hasse, sprungbereit, sich auf das Opfer zu stürzen. — Titel: Das Erkennen.

(Schluß folgt.)

Märchen in der Volksschule.

Heute sind Märchen und sonst religiös wenig Gehalt bietende Stoffe mancherorts das Losungswort für die Volksschule. Manche Seiten vieler Schulbücher sind überschwemmt davon.

Hören wir zwei berühmte Pädagogen über den Wert und Unwert der Märchen. Der große Geistesmann und Menschenkenner Alban Stolz schreibt: „In bezug auf die Liebe zur Wahrheit sind die Märchen und Fabeln, welche den Kindern erzählt oder zum lesen gegeben werden, gefährlich, eben weil die jüngern Kinder daran glauben, so werden sie dadurch angelogen. Erfahren sie es später oder sehen sie es von selbst ein, daß diese Geschichten nicht wirklich geschehen sind, so kann manchem bei der Biblischen Geschichte der Gedanke kommen, ob es sich damit nicht auch verhalte, wie bei den Märchen. Es ist schon ein fatales Vorkommnis, wenn ein Kind fragt: Ist das auch wahr in dem Märchen, und man ihm antworten muß: Nein — und das Kind weiter fragt: Warum habt Ihr es aber erzählt, wenn es nicht wahr ist?"

Und Dr. W. J. G. Curtmann äußert sich darüber: „Märchen sind meistens mehr anziehend als nützlich, gehören darum weniger in die Schule. Die Phantasie wird leicht überspannt, das Roman-Lesen dadurch vorbereitet."

Und in den Erziehungssystemen der weltberühmten Männer Jean Baptiste de la Salle und Don Bosco, die der Heilige Geist der Neuzeit als Erzieher von tausenden und tausenden von Kinderseelen geschenkt, finden wir da auch Märchen? Keine!

Vereinsnachrichten.

Zu unserer Statutenrevision. Ein weiterer Punkt zur Besprechung am 3. Oktober ist der Anschluß unseres Vereins an den schweiz. kathol. Lehrerverein.

Zur Notiznahme für die Aargauerinnen. Verschiedener Umstände halber mußte die August-Versammlung ausfallen. Und doch empfindet man vielfach das Bedürfnis, einander wieder zu sehen. Bis im Februar ist's zu lang. So werden wir denn am 8. November, nachmittags 2 Uhr im Gasthaus Rotenturm Baden eine gemütliche Vereinigung halten, bei der Frl. Elisabeth Müller, unsere liebe Schriftstellerin, Erzeugnisse ihrer Dichtkunst vortragen wird. Es werden auch praktische Themata erörtert werden. Besondere Einladungen ergehen keine; alle sind herzlichst willkommen.

Für die kranke Sektionspräsidentin:
Marie Keiser.

5. Jahrgang. Nr. 10. 16. Okt. 1919.

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Gertrud Biroll, Altstätten; Marie Schöbi, Mörschwil; Marie Höfliger, Wollerau.

Inhalt: Brief an eine junge Lehrerin. — Vereinsnachrichten. — Die Frauenrechte im diesjährigen Bettagsmandat der schweizerischen Bischöfe.

Brief an eine junge Lehrerin.

. . . ., 5. September 1919.

Mein liebes Fräulein!

Nein, nein, ich war nicht erstaunt beim Lesen Ihres „Klagebriefes“; noch weniger habe ich mich an den mitgeteilten Vorkommnissen oder an Ihrem Verhalten dabei gestoßen. Als ob man nicht auch schon Aehnliches erlebt! Als ob man nicht auch einmal die ersten Schritte ins Neuland der Schule getan, nicht auch sein „Lehrgeld“ hätte zahlen müssen! Wohl Ihnen, wenn durch diese Erkenntnis Ihrer selbst Ihr Wirken fortan auf festerem Fundamente gründet, wenn Sie die gemachten Erfahrungen auszunützen und fruchtbar zu machen verstehen. Dann werden Ihre „Mißgriffe“ zum wohlangelegten Kapital, das Ihnen in Zukunft überreiche Zinsen trägt.

Es ist wohl ein verhängnisvoller Fehler der meisten jungen Lehrerinnen, daß sie mit fast möchte ich sagen zu großem Idealismus ihr Wirkungsfeld betreten — zu groß nicht in der hohen Auffassung ihres erhabenen Berufes, wohl aber in der Einschätzung der seelischen Werte und Unwerte ihrer Zöglinge: Wir verkennen zu gern die Macht der Erbsünde und ihrer Folgen im Kindesleben. Edel veranlagte Naturen setzen vielfach zu großes Vertrauen in die moralische Güte der Kinder, der Eltern, ihrer Mitwelt. Dann kommt die Enttäuschung. Schwierigkeiten sind da. Ein Stück Optimismus nach dem andern zerschellt an den Klippen und Kanten des Lebens. Wir stehen der rauhen Wirklichkeit gegenüber. So gern schleicht sich Entmutigung ein.

Einst als uns im Seminar zu Menzingen eine geliebte Magistra auf die verschlungenen Pfade der Pädagogik führte, da sprach sie uns vom „psychologischen Blick“. Ich legte damals dem „Ding“ keinen großen Wert bei, stand doch die Anwendung all des Schönen, das wir hörten und lernten, in himmelweiter Ferne. Anders heute!

Den „psychologischen Blick“ müssen wir uns bilden. Wir müssen ihn schärfen. Das ist ein Hauptgrundsatz der Pädagogik. Wir müssen es darin zur höchstmöglichsten Fertigkeit bringen.

Heute las ich in „Wer sich viel zutraut, der wird viel leisten“ von Marden das Kapitel „Menschenkenntnis“. Der Verfasser weist darauf hin, wie oft genial veranlagte Personen berechtigten Erwartungen nicht entsprechen, es nirgends vorwärts bringen, wohl aber ihr Geschäft, ihre Existenz zu Grunde richten, bloß weil sie es nicht verstehen, die rechten Menschen um sich zu sammeln, die in ihnen schlummernden Kräfte zu wecken, herauszuholen und ihren Zwecken dienstbar zu machen. Die Anwendung der Behauptung auf das wichtigste aller Geschäfte, auf das Erziehen und Bilden unsterblicher Seelen, ergibt sich leicht. — Marden sagt weiter: „Gesicht, Auge, Benehmen, Handbewegungen, Gang — das alles sind geheime Zeichen, aus denen der, der sie entziffern kann, den Charakter eines Menschen zu lesen imstande ist. Oft kann ein Mensch mit einem einzigen Blick, wenn er sich unbeobachtet glaubt, sein innerstes Herz verraten und Geheimnisse offenbaren, die er niemals aussprechen würde.“ —

Hüten Sie sich wohl, Ihr Urteil über ein Kind voreilig abzuschließen. Verhängnisvolle Mißgriffe in der Behandlung des Zöglings wären die notwendige Folge davon. Man kann sich so leicht täuschen. Lebhafte Wesen, Quecksilbernaturen — mögen

sie bisweilen auch ein wenig über die Schnur hauen — sind mir immer lieber als die Goldengelein, die regungslos in ihrer Bank sitzen, kein Auge, keine Hand bewegen, keine Miene verziehen. O diese stillen stillen Wasser, die haben keinen Grund! Das Leben aber macht oft ernste Enthüllungen. In jedem Kindesherzen — möchte eigene oder fremde Schuld auch scheinbar jede edlere Regung im Keime schon vernichtet, jede Empfänglichkeit für das Gute erstickt haben — ruht eine kostbare Perle. Unsre Aufgabe ist es, diese Perle zu entdecken, hervorzuholen, an sie anzuknüpfen. So werden unsre Bemühungen nach langer harter Arbeit endlich doch Früchte tragen. Wahrer, dem eucharistischen Erlöserherzen entstammender Liebe und selbstloser Güte kann auf die Dauer niemand widerstehen.

Ist genaue Kenntnis der häuslichen Verhältnisse bei normalen Kindern zum richtigen Erfassen ihrer Individualität höchst wünschenswert und vom größten Vorteil, so wird sie bei Schülern mit physischen oder moralischen Defekten zur unbedingten Notwendigkeit. Jedes Jahr werden Sie den einen oder andern mit abnormalen Zuständen unter Ihren Pflegebefohlenen finden. Bei der heutigen Dekadenz des Menschengeschlechtes wächst die Zahl dieser unglücklichen Geschöpfe mehr und mehr. Sie stellen die höchste Anforderung an die Schärfe unsres psychologischen Blickes, an daß Maß unsrer Geduld und unsres pädagogischen Geschickes. Bei erblicher Belastung ist die Rücksprache mit den Eltern meist sehr peinlich; sie setzt feinen Takt und große Menschenkenntnis voraus. Suchen Sie zuweilen Rat beim Seelsorger des Ortes. Auch der Hausarzt der betreffenden Familie wird Ihnen in diskreter Weise die für Ihre Ziele notwendige Auskunft erteilen. Dann, wenn Sie Ihr Möglichstes getan zu haben glauben, vergessen Sie nicht immer wieder das wichtigste Mittel anzuwenden: mit Ihrem Sorgenkinde oft von Gott und noch weit öfter mit Gott über Ihr Sorgenkind zu reden. —

Ihre Zeilen schienen mir eine gewisse Müdigkeit, fast möchte ich sagen Reizbarkeit, zu verraten. Verzeihen Sie meine Offenheit: Wahre Freundschaft hat nichts im Hinterhalt. Gehe ich wohl sehr irre, wenn ich den Grund dem Mangel an kräftigender Ernährung und ungenügendem Schlaf zuschreibe? Junge Lehrerinnen trauen sich oft viel zu viel zu, bis sich zu ihrem und ihrer Schule Nachteil die Rückwirkung geltend macht. Wollten Sie sich nicht lieber ein gutes Kosthaus suchen, wo Ihnen mittags statt des in Eile gebrauten Kaffees ein ganz gehöriges Essen bereit stände? Suchen Sie sich mit den Korrekturen möglichst so einzurichten, daß Sie ja nicht in die Nacht hinein arbeiten müssen. Der kluge Kaufmann beginnt nicht erst zu sparen, wenn seine Geldmittel zur Neige gehen. Vielmehr sucht er durch weises Einschränken sich immer auf der Höhe zu halten. Sind einmal unsre physischen Kräfte ganz oder auch nur teilweise erschöpft — o dann hält es schwer. Alles wankt und schwankt: Mut, Berufsfreudigkeit, Arbeitslust, Unterricht, Disziplin. Auch das beständige tägliche Alleinsein in ihrer Wohnung den ganzen langen Abend will mir nicht recht einleuchten. Sie schreiben, Sie haben mehr Muße so und seien an keine Rücksichten gebunden. Wahr! Aber die Einsamkeit ist nicht jedem Gemüte zuträglich. Auch sie hat ihre großen Gefahren so und anders. Ich könnte Ihnen Beispiele erzählen. Besonders dürfen Sie den Schulärger nie in Ihr Jungfernstübchen mitnehmen — verstehen Sie: gar nie. Doch das ist leicht zu sagen, aber schwer zu üben. Schon aus dem Grunde der Ablenkung würde ich es vorziehen, mich an eine ehrenfeste Familie mit tadellosem Rufe anzuschließen, wenn anders Sie nicht eine Ihrer Schwestern zu sich nehmen können.

Ein weiterer Grundsatz auf dem Gebiete der Schulpädagogik ist die Ruhe. Nicht daß man alles gemächlich seinen gemächlichen Weg gehen, daß man bei ordnungswidrigen Vorkommnissen blind und stumm sein müsse. Nein! Aber durch beharrliches entschiedenes Arbeiten an sich selbst — vielleicht auch nach vielen Rückfällen trotz bester Vorsätze — macht man sich fähig, einen mißlichen Zwischenfall für den Augenblick mit wenig Worten zu erledigen. Nach Schluß des Unterrichtes werden dem kleinen „Verbrecher" alle seine „Sünden", auch die geheimen, unter vier Augen vorgehalten. Denn der psychologische Blick ist tief eingedrungen ins Kindesherz, hat manch geheimste Falte schonungslos durchforscht zum hellen Erstaunen des Delinquenten. Da nützt keine Ausflucht, kein Wegleugnen mehr: Vor unsrem Beweismaterial hält nichts stand. Nun nimmt die Gerechtigkeit ihren vollen Lauf. Doch mit Ruhe und Würde wird die Strafe vollzogen; denn unsre erste Aufregung hat sich mittlerweile gelegt. Das

Ehrgefühl des Zöglings ist geschont. Er und seine Angehörigen werden es uns danken und mit neuem Vertrauen lohnen. Freilich wird es immer kurzsichtige Leute geben, die uns zu viel Güte, zu große Nachsicht vorwerfen, wenn wir nicht gleich mit Donner und Blitz dreinfahren. Sie urteilen eben nur nach dem Schein. Doch lassen wir ihnen den Schwatz. Wir haben uns um vornehmere Dinge zu kümmern. Augenblicksmenschen werden nie, auf keinem Gebiete Großes leisten. —

Gerne überlasse ich Ihnen Ihrem Wunsche gemäß „Lose Blätter" von Dr. L. Kellner und „Das Buch von den vier Quellen" von Dr, Wibbelt für längere Zeit. In beiden Werken werden Sie reiche Anregung zu einem fruchtbringenden Wirken finden. Die „Bekenntnisse eines alten Lutheraners" von Hammerstein habe ich augenblicklich nicht zur Hand, dafür „Alban Stolz und die Schwestern Ringseis oder ein freundschaftlicher Federkrieg" von P. Stockmann S. J. Wenn dieses Werk Sie interessiert, teilen Sie es mir ohne Scheu mit.

Nun, meine liebe Kollegin, wieder frisch voran! Wir dürfen den Mut nie sinken lassen, und Sie haben schon vollends keinen Grund dazu. Schwierigkeiten wird es immer geben, muß es geben. Sie sind der Prüfstein unserer sittlichen Kraft, der Gradmesser unsrer innern Werte. Sie stählen unsre Energie. Durch sie erst reift die Seele heran zum innigen Verständnis, zum mitleidvollen Erfassen fremden Wehes und Leides. Wie herrlich ist doch unser Beruf! Ueberall dürfen wir helfen, retten, geben — geben mit vollen Händen. Rosen wollen wir pflücken — Rosen der Freude, der Begeisterung. Die Dornen sollen uns daran nicht hindern. — Schreiben Sie nur wieder, wenn Sie irgend etwas drückt.

Ihre allzeit dienstbereite

J. V.

Vereinsnachrichten.

Generalversammlung im Institut Baldegg, 3. Okt. 1919. Etwa 80 Teilnehmerinnen haben sich zur Tagung eingefunden. Den Vorsitz führt der hochwürdige Herr Dr. Herzog, Prof. im Institut Baldegg. Er eröffnet in kurzen Worten die Versammlung, und die Präsidentin, Frl. Keiser, begrüßt in ihrer gewohnten, herzlichen Weise die Anwesenden. Unser Verein zählt nun in 9 Sektionen rund 800 Mitglieder — eine stattliche Zahl. Der „Benjamin" ist die Sektion Tessin. Unsere Berufsschwestern italienischer Zunge seien uns herzlich willkommen.

Der Bericht über die Tätigkeit der Sektionen ist bald erledigt, da manche in den letzten Jahren die gewohnten Versammlungen ausfallen ließen. Das leitende Motiv der Begrüßungsworte: „Vorwärts — aufwärts — nur nie rückwärts" ist darum sehr gut gewählt. Der Kassabericht wird — weil eine Zugsstörung die Ankunft der meisten Teilnehmerinnen sehr verspätete — nur verkürzt gelesen; der Bibliothekbericht verrät, daß diese neue Institution von sämtlichen Sektionen benutzt wird.

Kranken- und Alterskasse werden erwähnt und warm empfohlen. Exerzitien sollen von Zeit zu Zeit auch in der Ostschweiz, ordentlicher Weise aber nur an einem Orte abgehalten werden.

Um dieser segensreichen Institution beste Unterstützung angedeihen lassen zu können, wird der ehemals angeregte und im Vorstand beschlossene soziale Kurs bis auf weiteres verschoben.

Die Verlesung des Protokolls unterbleibt.

Es folgt die Beratung über Anschluß unseres Vereins an den schweiz. kathol. Lehrerverein. Die Präsidentin klärt über die Hauptpunkte auf. Nach rege benutzter Diskussion werden fast einstimmig Anschluß und ein jährlicher Beitrag von 500 Fr. aus unserer Vereinskasse beschlossen.

Das nächste Traktandum ist: Revision der Statuten unseres Vereins in den in der „Lehrerin" bekannt gegebenen Punkten. Siehe „Lehrerin" Nr. 8. l. J.

Paragr. II. 3. Der Tod eines Mitgliedes soll künftig von der zunächst wohnenden Kollegin der Zentralaktuarin und Sektionsaktuarin mitgeteilt werden. Letztere sendet Bericht an die Lehrerin und Leidzirkulare an die Mitglieder ihrer Sektion.

4. und 5. Eine Eingabe der Sektion St. Gallus betreff Darlehen ohne Bürgschaft an arme Lehrerinnen und Aeufnung des Fondes findet bei den Sektionen keinen Anklang und es bleibt beim alten Wortlaut: „Der Verein unterstützt — durch den Vorstand — gegen annehmbare Bürgschaft dürftige Lehramtskandidatinnen." Es ist

zu bedauern, daß nicht auch in den Statuten in erster Linie armen Lehrerinnen ein Anrecht auf die Wohltat der Hülfskasse zugesichert wird.

6. Die Frage der Stellenvermittlung soll jede Sektion selbst lösen.

Paragr. III und IV werden angenommen, auch

Paragr. VII. Diese Neuerung wird begrüßt; sie wird gegenseitigem Verstehen und einheitlichem Schaffen sehr dienen.

Paragr. VIII und IX werden angenommen, ebenso

Paragr. X in seiner neuen Fassung. Ein Antrag, daß beim größern Vereinsbeitrag künftig statt nur 50 Rp. pro Mitglied wenigstens 1 Fr. in die Sektionskasse zurückfließen soll, findet Anklang. Auch steht den Sektionen frei, einen kleinen Beitrag für eine eigene Kasse zu erheben.

Anschließend an die Statutenrevision — bei der die Diskussion rege benutzt wurde — folgte die Aufnahme einiger Ehrenmitglieder in unsern Verein — und die Wahl eines Mitgliedes in den Vorstand infolge einer Demission. Es beliebte Frl. Lysser in N.-Erlinsbach. Die Wahl neuer Rechnungsrevisoren wird dem Vorstand überbunden. In letzter Stunde folgte der Bericht der Krankenkasse. Die Zeit drängte — man hätte sonst gern noch länger den klaren und mit köstlichem Humor gewürzten Ausführungen der Präsidentin der Krankenkasse, Frl. Hürlimann in Rorschach gelauscht.

Zum großen Bedauern aller dankt der ganze Vorstand ab, nachdem er 17 volle Jahre mit großem Eifer und bestem Erfolge diese Institution gefördert und zur Blüte gebracht hat. Mit der Neuwahl des Vorstandes der Krankenkasse wird auch der Ort gewechselt. Auf Vorschlag hin wird Luzern gewählt. Die Wahl einer neuen Kommission fällt dem Zentral- und Sektionsvorstand Luzern zu. In nächster Zeit werden Fragebogen versandt betreff Aufnahme der Krankenpflege in die Statuten. Alle sind gebeten, die Sache sich zu überlegen und die ausgefüllten Formulare zurückzusenden.

Der Bericht der Alters- und Invaliden-Kasse wird um ein Jahr verschoben — ebenso die betreffende Vorstandswahl.

Im Schlußwort mahnt der hochwürdige Ehrenpräsident — sich nicht im Buchstaben zu verlieren — sondern vor allem das Leben zu pflegen — weil der Buchstabe allein tötet.

Damit schließt die Tagung — doch nur wenige reisen ab — die meisten wollen in den trauten Räumen des Klosters Baldegg noch einige Tage stiller, gnadenreicher Einkehr erleben, um mit neuen Idealen und frischer Geistesschärfe in den Kampf des Lebens hinauszutreten.

Die Frauenrechte im diesjährigen Bettagsmandat der schweizerischen Bischöfe.

Wir berühren hier die sogenannte Frauenfrage nach jener Seite hin, die der Frau die volle politische Gleichstellung mit dem Manne verschaffen will, um ihr, wie man sagt, zu Rechten zu verhelfen, welche die Vergangenheit ihr vorenthalten habe. Wir können nicht glauben, daß diese Bestrebungen sich als Glück für die Frau erweisen werden; wir sind vielmehr überzeugt, daß die naturgemäßen Aufgaben der Frau darunter leiden müssen und einen empfindlichen Rückschlag auf die allgemeine Volkswohlfahrt zur Folge haben. Will man für Frauenrechte eintreten, so zwinge man der Frau nicht Mannesrechte auf, für welche sie als bloße „Gehilfin des Mannes“ (Vergl. I. Mos. 2, 18) nicht bestimmt ist. Dagegen trete man mit Nachdruck dafür ein, daß die Frau ihre Rechte und Pflichten als Hausmutter, besonders als erste und einflußreichste Erzieherin der Kinder zu einem wahrhaft frommen und damit allein auch zu einem wahrhaft glücklichen Leben ausüben kann. Anderseits gibt es in der Tat Gebiete des öffentlichen Lebens, in denen auch die Mitwirkung der Frauen nützlich und möglich ist, zum Beispiel im Schul-, Armen- und Vormundschaftswesen.

Diese klaren Worte unserer hochwürdigen Bischöfe wird jede katholische Lehrerin beherzigen und ihre Grundsätze dankbar nach denselben orientieren. —

Zur gefl. Beachtung! Der Schluß des Artikels „Der Kosak“ mußte auf nächste Nummer zurückgelegt werden.

5. Jahrgang. Nr. 11. 13. Nov. 1919

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Gertrud Biroll, Altstätten; Marie Schöbi, Mörschwil; Marie Höfliger, Wollerau.

Inhalt: Ein kräftiges Sprüchlein von Franz Eichert. — Der Kosak. — Spiel und Scherz, Arbeit und Ueberwindung im Kindesalter. — Gilts auch bei uns? — Vereinsnachrichten.

Ein kräftiges Sprüchlein von Franz Eichert.

Rettet eure Kinder.

Ihr Wächter, rafft euch auf zu Taten!
Ihr schliefst, da kam der Feind bei Nacht,
Und in der Kinderseele Saaten
Hat er des Unkrauts Gift entfacht!
In unsrer Kinder zarte Herzen
Warf er des Hasses Schierlingsfrucht,
Des Glaubens Blüten auszumerzen
Hat seine freche Hand versucht.
Doch halt! Zum Abgrund führt die Bahn —
„Die Kinderseelen rührt nicht an!“

Was haben wir nicht schon gelitten!
O, welche Bande! — Welche Schmach!
In frecher Judasrotte Mitten
Geschah es, daß der Mut uns brach. —
Doch unser Dulden hat kein Ende
Weil's unser Kinder Blüten gilt!
Nicht nur zum Flehn hob uns die Hände
Der Herr — er brachte Schwert und Schild!
Hier wäre Dulden Schimpf und Wahn:
„Die Kinderseelen rührt nicht an!“

Nicht länger schleppt zu Baalsaltären
Der Irrwahn dann ein Gotteskind,
Nicht länger soll der Feind verehren
Die Seelen, die vom Himmel sind!
Und wenn aus ihren Schulpalästen
Die neue Zeit das Kreuz verbannt,
Dann, Christen, von der Berge Festen
Tragt rings den Kriegsruf durch das Land,
Wie's unsre Väter oft getan:
„Die Kinderseelen rührt nicht an!“

Ja — hört's: Solang' uns noch im Munde
Ein Hauch, ein Schlag im Herzen wohnt,
So lange über unserm Bunde
Noch sonnumblitzt das Kreuzbild thront —
So lang' noch eines Herzens Flamme
Empor zum Heiland liebend bricht —
Das merkt euch, ihr vom Judasstamme —
Bekommt ihr unsre Kinder nicht!
Das Kreuz besiegt der Hölle Plan:
„Die Kinderseelen rührt nicht an!“

Der Kosak.

Nach dem Appenzeller Lesebuch der 7. Klasse.

(Schluß.)

4. Es folgen noch die zwei Schlußstrophen. Eigentlich haben wir im letzten Bilde schon ein wenig vorgegriffen. — Warum verkünden zwanzig Eisen dem Franken den Tod? — Es haben jetzt alle Kenntnis vom Verhältnis des Geretteten zum Retter. Alle haben teilgenommen am tiefen Schmerze ihres Gefährten, so sind jetzt auch alle vom gleichen Rachedurst erfüllt. Jeder stürmt mit gezücktem, vom Feindesblute noch geröteten Schwerte auf den Mörder zu. — Warum schluchzte der hochherzige Russe, als er seine Gefährten bat, des Feindes zu schonen? Die letzten Stunden hatten die verschiedensten Eindrücke gebracht, die nachhaltigsten Gemütsbewegungen bewirkt; die heftigste war wohl die außerordentliche Anstrengung der Willenskraft, durch die er im schwersten Kampfe mit sich selbst die tiefstgehendsten Gefühle, sein innerstes stärkstes „Ich“ besiegte. Nun löste sich die Spannung in lindernden Tränen. — Was würdet ihr wohl auf dem vierten Bilde erblicken? Die Szenerie ist gleich wie beim

letzten. Neben dem Feuer steht der Franzose in gleicher Todesnot wie vorher. Die Russen nahen sich ihm mit rollenden Augen auf Schrittweite, das Schwert zum entschiedenen Schlage erhoben. Fast berühren die Waffen den edlen Kameraden, der, mit seinem Körper den Feind deckend, ihnen abwehrend die Hände entgegenstreckt. In Miene und Blick zeigt sich sein flehentliches Bitten. Die Reuß scheint weniger wild, die Felsen weniger trutzig; die Gipfel und Firnen erglimmen in sanftem Violett. Ein süßer Friede teilt sich auch der Natur mit, jener beseligende Friede, welcher die Seele erfüllt, die durch harten Kampf zur edlen Tat sich durchgerungen hat. — Und wie heißen wir dieses Bild? Der schönste Sieg. (Merkwort an die Tafel.)

Es wird nun an Hand der gebildeten Ueberschriften eine nochmalige Zusammenfassung — gereinigte Totalauffassung — verlangt, welche die gegebenen Erklärungen so viel wie möglich einschließt. Dann folgt das zusammenhängende, logische und ästhetische Lesen.

Anwendung. 1. Als was betrachten wir diesen hochherzigen Russen jetzt? Er war ein Held und seine Tat war eine Heldentat. Inwiefern? Er hat seinem ärgsten Feinde von Herzen verziehen, hat ihm unter eigener Todesgefahr zweimal das Leben gerettet. — Was hat ihn dazu bewogen? Sein Pflichtgefühl als Christ. — Ja, und er war nicht einmal ein römisch-katholischer Christ; denn die Russen anerkennen seit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts den Heiligen Vater nicht mehr als ihr geistliches Oberhaupt. Die Grundsätze des Christentums haben bei jenem Volke nicht gerade tiefe Wurzeln geschlagen. Wenn alle Katholiken vom gleichen Pflichtgefühl, vom gleichen Edelsinn durchdrungen wären, es stände besser in der Welt; die Un- und Irrgläubigen würden mit weniger Vorurteilen und mehr Hochachtung auf uns schauen. Wer hat uns die Feindesliebe zur Pflicht gemacht? Der liebe Heiland befahl: „Liebet eure Feinde; tut Gutes denen, die euch hassen; segnet die, welche euch fluchen und betet für die, welche euch verfolgen und verleumden, damit ihr Kinder eures himmlischen Vaters seid, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte." — Welches ist also unser Los, wenn wir nicht verzeihen wollen? Gott anerkennt uns nicht mehr als seine Kinder; folglich haben wir auch keinen Anspruch mehr auf den Himmel. — In welchem Gleichnis hat der liebe Heiland den Ernst dieser Wahrheit so recht anschaulich gezeigt? Im Gleichnis vom unbarmherzigen Knecht. Er schuldete seinem Herrn 10000 Talente, die ganze Summe wurde ihm nachgelassen. Ihm selber konnte ein Mitknecht 100 Denare nicht bezahlen. Darum mußte dieser ins Gefängnis wandern, bis er die ganze Schuld bezahlt hätte. — Wie ist das Gleichnis auf uns und unser Verhalten anzuwenden? Der reiche Herr ist Gott. Wir sind der Schuldner mit der ungeheuren Summe — 10000 Talente sind mehr als eine Milliarde — und täglich vermehren wir unsere Sündenlast. Der arme Mitknecht aber mit seinen 100 Denaren — ein Denar ungefähr 80 Rp. — ist unser Nächster mit den Kleinigkeiten, durch die er uns zu nahe getreten ist. Den unbarmherzigen Diener ließ der Herr den Folterknechten übergeben, bis er alles bezahlt hätte. So wird Gott auch uns im Jenseits den Peinigern überliefern. — Wie hat Christus uns noch gelehrt, den Feinden verzeihen? Durch sein eigenes Beispiel: sein Gebet am Kreuze. — Wer hat ähnlich gebetet wie er? Stephanus bei der Steinigung. Und wo zeigt uns der göttliche Lehrmeister noch so recht deutlich, daß wir ohne Vergebung fremder Schuld einfach keine Verzeihung der eigenen Sünden erhalten können? Im Vaterunser läßt er uns beten: „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern." Wie sprechen wir also da zu Gott? Er solle uns ganz genau so verzeihen, wie auch wir dem Mitmenschen vergeben. — Wir führen uns demnach selbst ins Gericht. Denkt daran, wenn ihr das Vaterunser betet.

2. Aber das Verzeihen geht oft so furchtbar schwer. Das habt ihr selbst schon erfahren. Da will kein Teil einlenken; jeder meint, der andere sollte zuerst die Hand zur Versöhnung reichen. Kennt ihr ein Mittel, diese rasch wieder anzubahnen? Einander Dienste erweisen! — Sehr gut; aber ich wüßte ein noch besseres: Von einander Dienste verlangen. Warum mag dieses Mittel kräftiger wirken, als das vorhin genannte? Es müssen sich beide Teile dabei betätigen, beide Teile überwinden. Auf jeder Selbstüberwindung aber ruht Gottes Segen. Hier ist sie der Magnet, der anzieht und zugleich ausgleicht. Was für Vorteile bringt die

Selbstüberwindung noch? Sie stählt den Charakter und steigert die sittliche Kraft. — Was wollt ihr also aus dieser Stunde für einen felsenfesten Vorsatz mit nach Hause nehmen? Es wird ein zweifacher sein: 1. Ich will meinem Mitmenschen (meinen Mitschülerinnen, Nachbarn 2c.) gerne jede Beleidigung verzeihen und besonders beim Empfang des hl. Bußsakramentes entsprechende Akte erwecken. Beim Beten des Vaterunsers werde ich mich täglich daran erinnern. 2. Jede Gelegenheit zur Selbstüberwindung will ich ausnützen, um so meinen Charakter immer mehr zu bilden, zu festigen und zu veredeln. — So und jetzt sage ich euch zum Schlusse noch ein schönes Sprüchlein. Das schreibt ihr mit festen Zeichen in euer Notizheftchen und mit noch viel festern in euer Herz, in euern Willen. Es lautet:

Tapfer ist der Löwenzwinger,
tapferer ist der Weltensieger;
tapferst, wer sich selbst bezwingt.

J. V.

Spiel und Scherz, Arbeit und Ueberwindung im Kindesalter.

Eine sonnige, frohe Jugendzeit im Schutze treubesorgter Eltern leuchtet immer lieblich, kraftspendend in der Erinnerung auf, selbst wenn der Mensch draußen auf dem Kampfplatz des stürmischen Lebens steht und — wenn seine Haare weiß und seine Hände müde geworden sind.

Was verleiht denn dem Kindesalter solch einen unverwerflichen Reiz? Es ist das frohe Spiel der geselligen Jugend draußen auf blumenbesäter Wiese, am kühlen Waldeshang, drinnen im traulichen Stübchen bei dem schlichtesten Spielzeug, das der regen Phantasie des Kindes gar vielerlei Gestaltungsmöglichkeit zuläßt und dem Erzieher manche psychologische Frage beantwortet.

Spiel und Scherz — ein reicher Kindeshimmel öffnet sich bei diesen Worten! Das Spiel birgt ja immer das Moment der Befriedigung, der Lust in sich, nicht immer so das Leben mit seiner Arbeit, seinem Ernst und — Leid.

Soll das Kind nicht auch darauf vorbereitet werden? — Gehen wir da zu den großen katholischen Pädagogen in die Schule, über deren gewaltige, gottgesegnete Wirksamkeit die Welt staunt, zu Don Bosco, Jean Baptiste de la Salle, Joseph v. Calasanz! Gehen wir in den Pädagogikunterricht zu jenen großen Müttern, die der Kirche Heilige geschenkt haben! Wir sehen, es tritt in ihrer Erziehungsweise neben das kindliche Spiel allmählich die ernste Arbeit, mit Ueberwindung und Opfer. Nur bei beginnender Lernzeit ist die Arbeit noch einigermaßen als Spiel behandelt, in weiser Berücksichtigung der kindlichen Natur, die einen sachten Uebergang fordert. Dann aber tritt neben die Erholungsstunden die ernste, der Kraft des Kindes entsprechende Arbeit an dasselbe heran, fordert ihre Ueberwindungen und kleinen Opfer, formt und bildet den Willen. Anders die moderne, oft so sehr extremisierende Schule, welche nach manchen Richtungen die alte auf christliches Fundament und weise Erfahrung begründete Pädagogik offen oder verhüllt über Bord wirft! Freies Ausleben der Triebe — dies ist mannigfach die Losung — Spiel zum mindesten, und nur Spiel — keine ernste Arbeit, auch soweit immer möglich in der Schule nicht! Wie kann da das Kind heranreifen für das Leben, dessen Werte es beizeiten erfassen muß, um dem Leben im Lichte des Glaubens zu genügen! Ein jedes Lebensalter hat seine Aufgaben zu lösen, die dem einen großen Lebenszwecke unterstellt sind.

Don Bosco, der Erzieher von Gottes Gnaden stellt sich zu dieser Frage, wie folgt: Das Spiel — als Erziehungsmittel in den Händen eines guten Erziehers — verhindert das Kind, an Böses zu denken oder Böses zu tun; es läßt ihm keine Zeit zu unnützem Plaudern, zu üblen Nachreden, zur Sucht nach Dingen, die weder für sein Alter noch für seinen Stand passen. Doch, dasselbe genügt nicht zur Bildung des Herzens; damit lernt das Kind nicht die Tugend lieben und üben. Die Tugend aber ist der Hauptzweck, das höchste Ziel, das man erreichen kann. Man erreicht es indes nicht mit Genüssen und Vergnügungen, sondern nur mit Arbeit und Anstrengung; sie gedeiht und festigt sich nur im beständigen Kampfe gegen die schlechten Neigungen unserer Natur. Die strenge Wirklichkeit ist

und bleibt immer: die Tugend lebt vom Opfer. Auf ihrer Stirne glänzt ein Strahl, der warme Strahl des Mutes. Ist der Sieg über die Trägheit des Körpers und die Auflehnung des Geistes errungen, dann ist alles gewonnen; dann ist dem menschlichen Leben der Siegel des Charakters aufgedrückt. — So weit Don Bosco. Sind diese Ausführungen eines Schulmannes und Pädagogen von seltener Größe nicht sehr beherzigenswert für uns katholische Lehrerinnen. Don Bosco hat Hunderttausende in seinen Schulen und Instituten gebildet und sozusagen beinahe Unerreichbares wirklich erreicht. Gottes Hand führte ihn offenbar!

Gilt's auch bei uns?

Die September-Nummer der Monatsschrift für kathol. Lehrerinnen Deutschlands bringt unter dem Titel „Von unserer tiefsten Not" eine interessante Arbeit von Schriftleiter Joos M. Gladbach. Mit blutender Seele hat darin ein Freund des deutschen Volkes den Ursachen des gegenwärtigen Tiefstandes alles Lebens nachgespürt. Nachdem er die in die Augen springenden Ursachen: Hunger, krasseste Selbstsucht und Arbeitsunlust beleuchtet hat, kommt der Verfasser auf das Versagen der Hoch- und Volksschulbildung zu sprechen und schreibt bezüglich letzterer: „Unser Bildungssystem überhaupt ist fragwürdig geworden. Auch ich habe einstmals die deutsche Schule gepriesen, weil wir so wenig Analphabeten im Lande haben. Heute weiß ich, wie wenig damit allein für den wahren Bildungsstand eines Volkes bewiesen ist. Auch unsere Volksschule war in den schematischen Betrieb hinein gezogen. Auch hier erstickte der Geist unter dem Vielerlei des Einzelstoffes. Auch hier viel Handwerk, statt seelenfüllender Schöpfung. Dabei gab es außer ihr keine systematische Weiterführung über die Fortbildungsschule. Wie konnten da Persönlichkeitswerte in den breiten Volksmassen geschaffen werden? Massenwissen — Massendenken, Massenverbildung, völlige Entleerung der Seele unter tausendfältigen Einflüssen der Umgebung. So wurde der Boden geschaffen für die Revolution und für das, was ihr folgte."

Und weiter heißt es:

„Alle sind berufen, an der Füllung der leergewordenen deutschen Volksseele zu schaffen, Kirche und Schule zumal. Die Aufgabe erfordert indes ganz offenbar von den Gebern gesteigerten Eifer aus dem Innersten heraus und größeres Maß von Hingabe der Erzieherpersönlichkeit. Es ist der Geist und nur er, der lebendig macht. Er wird uns auch zu neuen Mitteln hinführen."

Vereinsnachrichten.

Sektion Wallis. 22.—26. September Exerzitien und Jahresversammlung! Diese doppelte Einladung weckte die Geister in Nord und Süd. Aus allen Tälern kamen sie herbei die Lehrerinnen des Oberwallis. Ihr Ziel war das Institut St. Ursula Brig, das ihnen in gewohnter liebenswürdiger Weise seine Tore gastlich geöffnet hatte für die stillen Tage der hl. Exerzitien. Gegen 50 Lehrerinnen lauschten während drei Tagen den herrlichen Vorträgen des hochw. Herrn Exerzitienmeisters, der mit Feuereifer und vollen Händen den Himmelssamen der ewigen Wahrheiten in die Ackerfurchen unserer Seelen hineinlegte. Neue Begeisterung für unsern schönen Beruf weckten in uns namentlich die prächtigen Ausführungen über das Thema: Der göttliche Kinderfreund unser Lehrmeister und unser Vorbild im Lehrberufe. Immer wieder betonte der hochw. Herr Exerzitienmeister die Wichtigkeit des guten Beispiels in allen Lebenslagen. — Es war erbauend zu sehen, wie ernst die Sache genommen wurde. Dies bewies die große Aufmerksamkeit und das stramme Stillschweigen aller Teilnehmerinnen. Möge die Sonne der Gnade uns helfen, die guten Vorsätze auszuführen!

Gleich nach Schluß der geistlichen Uebungen fand die kurze Konferenz statt. Nach Erledigung der Vereinsgeschäfte hielt eine Kollegin, die gegenwärtig Schülerin der sozialen Frauenschule in Luzern ist, ein Referat über den Zweck des katholischen Frauenbundes. Mit einem Gebete wurde die Tagung geschlossen. Nach dem gemeinsamen Mittagessen schlug die Abschiedsstunde. Wir zogen heim mit dem Vorsatze, von neuem alle unsere Kräfte in den Dienst der lieben Jugend zu stellen. Der liebe Gott möge unser Wirken segnen! Z.

5. Jahrgang. Nr. 12. 11. Dez. 1919

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Gertrud Biroll, Altstätten; Marie Schöbi, Mörschwil; Marie Höfliger, Wollerau.

Inhalt: Weihnachten. — Der süße Rest. — Das Weihnachtspaket. — Eine starke Frau.

Weihnachten.

„Ehre sei Gott in der Höhe! Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.“

Tiefe Stille lag über Bethlehems Fluren. Mitternacht nahte. Sterne gingen geheimnisvoll ihre Bahnen. Fromme, einfache Hirten wachten auf dem Felde bei ihrer Herde. Eine Sehnsucht nur glühte in diesen schlichten Seelen, die Sehnsucht nach dem Messias, dem Verheißenen. — Draußen aber in der großen Welt schmachteten die Menschen unter der furchtbaren Last der Sünde. Die geknechteten Seelen schrieen in namenloser Qual nach dem Erlöser.

Und er kam. Mit ihm kam Segen und Friede. — Friede! — Gott selber hat ihn gebracht als kostbarstes Geschenk aus Himmelshöhen und Engel haben ihn verkündet. O es muß etwas Herrliches sein um diesen Frieden! Er begegnet dir im Blicke der Unschuld. Du findest ihn bei großen, leidverklärten Seelen. Du fühlst ihn selbst in deinem Herzen beim göttlichen Liebesmahle. Er wird einst im Himmel deine Beseligung sein. —

Aber der Gottessohn ist gekommen, um allen den Frieden zu bringen, die guten Willens sind. Diesem Verlangen des Gottesherzens dürfen wir nicht kalt gegenüberstehen. Unsere Tage haben den Frieden bitter notwendig. Tue jede von uns in ihrem Kreise, was sie vermag, um diesem kostbaren Himmelsfrieden die Pforten der Seelen zu öffnen. Seien wir die Hirten, die wachen bei ihrer Herde, während die Welt im Sündenschlafe liegt, die in glühender Sehnsucht den Erlöser erwarten, die in heißem, heiligem Verlangen, mit den ihnen Anvertrauten auf den Knien liegend, beten um den Frieden der Völker, um die Rückkehr der Menschen zu Gott. Das Gebet der Unschuld dringt durch die Wolken. — Möge jedes Menschenherz es tief erfassen und bekennen: „Ehre sei Gott in der Höhe“, damit ihm vom Himmel die Antwort werde: „Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.“

Cäcilia.

Der süße Rest.

Ein Erinnerung von Anna Sartory.

„Da wirfst's her! Sehen soll sie's morgen! Wir danken nicht für Bettelzeug!“

Zwei dünne kleine Weihnachtsgutsi flogen im leeren Arbeitsschulzimmer auf den Platz der Lehrerin — kneknak — zerbröckelt.

Ein zornrotes kleines Mädchen stand mit seiner Platz- und Hausnachbarin im hallenden Raum. Sie, die Margreta Habekow war es, die mit dem letzten Rest der diesjährigen Schulchristbaumsüßigkeiten so unchristlich und ungeschult umging. Und ihre Gefährtin, die arme Sophie Vasetti, konnte sich gar nicht erst besinnen, ob sie bei der Gewalttat mittun wolle oder nicht, denn sie war schon getan.

„Dann schimpft sie morgen und haut uns wieder das Lineal über die kalten Fingerknöchel!“ gab Sophie der Margreta zu bedenken. „Ach, diese kalten Knöchel und dieses harte Lineal.“

Aber Margreta ließ sich nicht einschüchtern.

„Das soll sie nur! Und soll's wieder dem Pfarrer klagen! Und ich sag ihm dann warum ich ihr den Kram daher geworfen. Wissen muß er's, daß nur die Reichen bei ihr gelten, daß sie allen mehr gegeben hat

als uns, und am meisten der reichen Anita, der hochmütigen, der sammetjuppigen, die sowieso am meisten hat. Hast's gesehen, was sie gemacht hat, die — die —."

Margretas Stimme schlug vor Zorn und Bitterkeit in Weinen um, und Sophie ging gebückt zwischen den Bänken und Tischen durch die Fäden und Garnstümpchen auflesen. Das war der beiden Mädchen ungeliebtes Amt, so oft sich niemand anders dafür meldete. Und es meldete sich nicht oft jemand anders.

Ja, die Sophie wußte wohl noch, was Anita mit ihrem Anteil von des Christbaums süßen Rest gemacht. Das schönste Stück und das größte von allen hatte sie bekommen, ein Körbchen aus braunem Marzipan, so ein feines! Bei der Christbaumfeier schon hatten die beiden Armenkinder darnach ausgeschaut wie nach einem unschätzbaren Gut. Wenn man so etwas einmal haben könnte! Das einmal daheim — nur zeigen, nur einmal zeigen!

Daß eins von ihnen es bekommen könnte, nein, daran hatten sie nicht gedacht. Aber jetzt, jetzt hatte die Anita es erhalten, und dann hatte die einfach mit der Stricknadel durch dasselbe hindurch gestochen, hatte es daran aufgespießt und rundherum gedreht, hatte getan, als ob das ein Wisch, ein Wisch zum Vergeuden wäre — die — die —

Und sie, die Margreta und die Sophie, die doch allein von allen Gspanen daheim kein Bäumchen und keine Gutsi hatten, sie hatten die letzten und kleinsten und unansehnlichsten erhalten, und die lagen jetzt zerstückelt auf dem Platz der Lehrerin.

Mit ihrer magern Kinderfaust schlug Margreta drauf nieder, als dürfte kein einzig Brösmelein dran mehr genießbar und ansehnlich bleiben.

Dann stampften die zwei Ordnungsmacherinnen fort.

Und in das leere Arbeitszimmer kroch die Dämmerung, ihr nach die Kälte und die lange Nacht.

Anderntags fand Fräulein Lisbeth Steffen, Lehrerin der Arbeitsschule die Bescheerung.

Sie empörte sich geziemend über die beiden ungezogenen Mädchen, von denen man wußte, daß sie daheim nichts hatten, und die nun so mit Gottes und mit ihrer, der Fräulein Lehrerin, süßer Gabe umgegangen waren.

Nein, sie wollte nichts zu den Bösewichtern sagen. Sie wollte tun, als hätte sie den Frevel nicht bemerkt. Aber der Herr Pfarrer, der müsse es wissen, dachte sie; und der Herr Lehrer sollte es auch erfahren, so daß keiner mehr in Unkenntnis bliebe über die Unart und die Bosheit dieser beiden Mädchen.

Sophie und Margreta waren von den Fleißigsten an diesem Tage. Sie gehörten auch sonst nicht zu den Trägen, heute aber schwatzten sie nicht nur kein einzigmal, sie saßen auch einander abgewandt und warfen hie und da nur einen scheuen Blick durchs Fenster in das Freie. In Gegenwart des Fräuleins nahm sich der ohnedies schon etwas ausgerauchte Zorn doch etwas kühler aus als gestern nach der Schule, und Margreta wurde eben mit sich selber einig, daß alle Strafe nur sie treffen sollte, denn Sophie fürchtete sich ohnedies so schnell, und waren sie auch beide bös gewesen, gewettert und die beiden Dinger hingeschmissen, das hatte doch nur sie, Margreta.

Aber Fräulein Steffen sagte nichts.

Prophetisch schaute Sophie auf die Straße, sibyllisch sah sie zu Margreta hin.

Dort kam der Herr Pfarrer.

Da hockte Margreta eigensinnig sich zurecht — sie soll's nur sagen, ich sag's dann aber auch!

Der Herr Pfarrer, der galt bei Margreta. Der war immer so gut und hatte immer ein freundliches Wort, wenn sie brav gelernt hatte und eine Aufmunterung, wenn sie einmal nicht hatte lernen können, weil die Mutter zu viel Ausschneidware bekommen und Margreta ihr hatte helfen müssen. Nein, den Herrn Pfarrer fürchtete sie nicht; ihm wollte sie schon alles sagen.

Ehe er aber ins Schulzimmer zur Religionsstunde kommen konnte, ging Fräulein Steffen hinaus, und dann hörten die Kinder die Türe gegenüber vom Konferenzzimmer auf- und zugemacht werden.

Jetzt sagt sie's ihm! deutete Sophies Blick zu Margreta.

Meinetwegen! ich sag's ihm auch! trotzten Margretas Augen.

Länger, als Fräulein Steffen selber gewollt, blieb der Herr Pfarrer mit ihr im Konferenzzimmer. Ruhig hatte er ihre Beschwerde angehört, hatte sich dann freundlich eingehend erkundigt, wie die süßen Dinge überhaupt verteilt worden seien — fast ein bißchen kleinlich weitschweifend war er ihr vorgekommen. Und zum Schluß der ganzen Geschichte hatte er für Fräuleins gerechte Entrüstung nur die deplazierte Antwort:

„Es sind auch zwei arme Tröpfli!"

Zwei Ungezogene! Unverschämte! wollte Fräulein Steffen losbrechen. Aber die bestimmte Ruhe in Herrn Pfarrers Wort und Wesen hielt sie zurück.

„Und ein bischen bitter ist es schon, daß sie sogar vom Baum des Christkindleins, das doch selber arm war und darum weiß, wie es einem in der Armut ist, nur das armseligste Stücklein bekommen. Sie haben wohl nicht so daran gedacht, Fräulein Steffen," — schloß er — begütigend für die Rebellen und für die Lehrerin.

Nein, sie hatte nicht so daran gedacht.

Sie konnte das auch jetzt nicht lang bedenken, es lag wie eine Selbstverständlichkeit vor ihr, daß ihr der Weihnacht tiefster Sinn gefehlt, daß aus den beiden Kindern ihr Bittres kommen mußte, weil sie die kargsten Bißchen Süße ihnen zugeteilt.

Margreta aber kam gar nicht dazu, es dem Herrn Pfarrer auch zu sagen.

Sie kam auch nicht dazu, das harte Lineal Sophie Vasettis kalten Knöcheln zu ersparen, denn Fräulein Steffen sparte es nun selbst von diesem Tage an.

Da legte sich der Grimm in beiden Kinderherzen, und Reue taute aus den beiden Seelchen, und Liebe blühte auf zu Fräuleins schweigendem Versteh'n — das war der allerletzte, der wirklich süße Rest von Christkinds Lichterbaum.

Das Weihnachtspaket.

Von M.

Scharlach! — Wie ein Lauffeuer war die Kunde vom Auftreten dieses unheimlichen Gastes durchs Dorf gegangen. Die Häuser, in denen er sich eingenistet, waren gemieden — gefürchtet. Fünf — sechs Fälle wurden bekannt — mitten im Dorf — unten — oben — und auf einem abgelegenern Bauernhof. In der Klasse fehlten drei. — „Die Irma hat man in den Spital getan, (sie wohnte in einem Geschäftshaus). Oh, sie hat geweint, sie habe immer gerufen: Gelt, Mama, ich muß nicht fort; bitte, laß mich doch bei dir bleiben" — so erzählten die Klassengespanen. Was halfen die Tränen, was nützte es, daß ein Mutterherz in stummem Schmerz sich zusammenkrampfte?! — Das harte „Muß" gebot; die Rücksicht auf die andern befahl.

In der Klasse waren drei Lücken, aber am schmerzlichsten berührte doch die, wo die kleine Irma fehlte. Sie war ein zartes Kind, lebhaft und tiefempfindend. „Sie wird wohl Heimweh haben." „Ob sie noch immer weint?" „Wenn sie vom Heimweh noch kränker wird." „Die andern zwei habens doch schön, die sind noch bei der Mutter." „Ja — jetzt kommt noch der Klaus, dann 's Christkindlein, und sie muß fort sein." „Im Spital kommt 's Christkindlein auch — ja — aber daheim ist's schöner." „Und unser Kripplein in der Schule sieht sie nun auch nicht." So plauderten und „philosophierten" die Mitschüler, und man mußte sie gewähren lassen. Gibt es Schöneres, als dem leisen Flügelschlag einer unschuldsvollen Kinderseele zu lauschen?

„Wollen wir nicht der Irma auf Weihnachten ein Paketchen schicken? Es braucht ja nicht viel — ein Brieflein, ein paar Aepfel und —" „Ich bring Nüsse — ich gedörrte Birnen . . ." unterbrachen gleich einige. Was brauchte es mehr als eine Anregung!

An einem sonnigen Winternachmittag — sonnig war's ja in allen Herzen drin — rückten sie mit ihren Gaben an: Aepfel, grüne und gedörrte Birnen, Nüsse, ein paar Malzzucker, einige Krämlein, einige Bildchen, eine Ansichtskarte, eine kleine Schokolade und ein prächtiger Strauß letzte Astern. — Ein Brieflein ward geschrieben in ungelenken Kleinbuchstaben, die Großen warteten erst der Einführung. Die Schönschreiber erhielten bei dieser Gelegenheit eine verdiente Auszeichnung. Neidlos ward sie ihnen zugestanden, obschon gar so gerne alle mit ihrem Namen unterzeichnet hätten. Der Brief war Klassenarbeit, entstand in gemeinsamer Beratung und wurde auf Wandtafel und Tafel und von den Schönschreibern auf ein Blatt geschrieben. Hauptfest war das Einpacken; all die guten Räte, all die Besorgnisse und soviel kindliche Neugier und Wißbegierde hätte man miteinpacken mögen. Obenauf kam ein grünes Tannenzweiglein mit einem Kerzlein aufgesteckt und der Schokolade angehängt. „Wer darf nun auf die Post?" Alle möchten gehen; — zwei stille, fleißige Kinder erhielten Auftrag. In Körbchen und auf dem Tisch aber lagen noch mehr Gaben. Was lag näher, als diese den zwei andern Patienten als Gruß zukommen zu lassen?

Und dann nahm die Schule den ge-

wohnten Gang; aber ein Leuchten stand in den lieben Braun- und Blauaugen aller, und wie leises Singen lag's in der Luft.

„Gewiß schreibt sie (J.) uns nun auch ein Brieflein," meinten einige. Aber den Anfängern geht's schwer, ohne Mithilfe von lieber Elternhand ein Brieflein fertig zu bringen, und es blieb aus. Aber die Mutter der kleinen Patientin kam und dankte mit hellen Tropfen an den Wimpern und mit vor Bewegung zitternder Stimme fürs kleine Weihnachtspaket, das ihrem Kinde gar so große, große Freude bereitet habe. Wie wenig brauchte es dazu — ein klein bischen guter Wille, ein Stündchen für die Pädagogik der Tat. Als Lohn ward uns selige Freude zu teil, die noch in späten Jahren ihren Widerschein in die davon berührten Herzen werfen wird.

Eine starke Frau.

Eine starke Frau. Tagebuch Elisabeth Leseurs. Genehmigte Uebersetzung aus dem Französischen von P. Friedrich Ziegler, Benediktiner. Verlag von Georg Juon, Zürich. Preis: Fr. 4.40.

Es ist gewiß eine glänzende Empfehlung für das vorliegende Buch, daß von Mai 1917 bis Allerheiligen 1919 bereits 50'000 Exemplare der französischen Originalausgabe abgesetzt wurden. Durch diese Uebersetzung hat das Original sicher nichts verloren. So getreu sich der Uebersetzer in jede Feinheit des Gedankens einfühlt, so schmiegsam weiß er ihm den deutschen Sprachcharakter anzukleiden.

Es gibt Bücher, über denen der Leser in freudigem Erstaunen des Reichtums und der Lebensfülle inne wird, die in der Menschenseele schlummert, über denen er erst wie erwacht zum Leben, Bücher, die Saiten seiner Natur, der wahrhaft edlen Menschennatur, der anima naturaliter christiana anschlagen, deren er sich bisher nicht bewußt war. Es sind deren wenige. Hier liegt eines von den wenigen. Foerster sagt einmal, daß nur die großen Seelen aller Zeiten wahrhaft „Sachverständige" seien in den tieferen Tatsachen des Seelenlebens. Hier hören wir das Urteil einer „Sachverständigen" über die höchsten Seelen- und Lebensfragen. Der Psychologie der Gegenwart dürfte kaum je auf überzeugendere Weise, die zugleich den Leser seiner Seele und seines Lebens froh werden läßt, der Beweis für den überragenden, unvergänglichen Wert, die Geistigkeit, Unsterblichkeit, die Herrlichkeit der Menschenseele geglückt sein, die Wirklichkeit, die Schönheit und das wundervolle Wirken der übernatürlichen Welt in der begnadigten Seele leuchten kaum aus einem Buche der zeitgenössischen asketischen Literatur so unwiderstehlich in den Bann ziehend heraus, wie aus den Tagebuchblättern, den Vorsätzen und den zwanglos aufnotierten Lebensregeln und Gedanken dieser erleuchteten Frauenseele. Selten tritt eine so vollendete Harmonie zwischen äußerem und innerem Menschen, zwischen Natur und Gnade zutage wie bei dieser feingebildeten, für alle edlen Genüsse des Lebens so empfänglichen, ihrer intellektuellen wie sittlichen Weiterbildung unermüdlich beflissenen Frau, die offenen Auges das Leben mit seinen Triebkräften, die Seele mit ihren geheimsten Zügen studiert, die das Leben versteht, es lebt und bis in seine Grundtiefen und Abgründe verkostet, wo schmerzlichstes Entsagen und Opfer, körperliche und seelische Leiden, Leiden ohne Zahl und ohne Ende wohnen, die aber, vom Leiden gereift und verklärt und am Fuße des Kreuzes gebildet, mit dem selten klaren Blick der Heiligen in die erhabensten Höhen und das volle Leben der Uebernatur sich versenkt, wo auch das geistvollste natürliche Auge nicht mehr sieht. Elisabeth Leseur ist die moderne Heilige, ein Seitenstück zu Contardo Ferrini.

Da ich das Buch las, traf ich immer wieder auf verwandte Gedanken, wie sie Dr. P. Gregor Koch in seinem einzig abgeklärten Lebensbuch „Das menschliche Leben" niedergelegt. Es weht darin ein so ganz gesunder Lebensgeist, eine von aller Uebertreibung und Vergewaltigung der Natur, wie sie jüngst wieder P. Lindworsky S. J. (Stimmen der Zeit 98. Bd., S. 41 ff) in Konrad Hocks weitverbreitetem Buch „Die Uebung der Vergegenwärtigung Gottes" zu verurteilen hatte, freie Askese. Freilich feiert Elisabeth Leseur das Studium der Philosophie als den „krönenden Abschluß der Frauenbildung", und überall begegnen wir erfreut den Spuren ihrer philosophischen Durchbildung. Daher ihre so klaren und sicheren, nicht im geringsten verschwommenen Urteile über Mystik und Askese, ihre feinsten Bemerkungen über Leben, Leiden, Schweigen, Gebet, innerliches Leben, Apostolat, Wert der Seele usw. usw. — eine Fülle herrlichster Gedanken und überraschend tiefer Einblicke in Gott, Welt, Seele, Leben, die man nur lesen und bewundern und nie genug auskosten kann. Solches Leben blüht nur in der Seele des Heiligen.

Katholische Lehrerin, ich versichere dich: ein Buch, das deiner Seele kräftigere Nahrung bot, ist gewiß seit Jahren nicht mehr auf deinem Weihnachtstisch gelegen! P. Otmar Scheiwiller O. S. B.

Vereinsnachrichten mußten leider für nächste Nummer zurückgelegt werden.

Unsern besten Dank allen werten Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen in der Leitung der „Lehrerin", auch dem Leserkreis für sein Vertrauen. Wir bitten gerne um die gleich treue Gesinnung gegen unsere Nachfolgerin. **Die scheidende Redaktion.**